

# VERDORF

## Illustrirte Damen-Zeitung

Inhalt: Lord Strafford. Eine Skizze von George Hill (mit Illustration). — Ein stilles Nest. Novelle von Ivan Turgeniew. (Schluß). — Die Blumen der heiligen Familie. — Eine Herzensgeschichte, von Felice Polso (mit Illustration von Gabriel Max). — Mit La Roche, von Ida von Düringsfeld. (Fortsetzung). — Der Bräutigam aus Zufall. I. — Guten Morgen. Gedicht von H. Löwenstein, componirt von Heinrich Hoffmann. — Die Wode, von Veronica von G. — Charade. — Auflösungen des Räthfels und des Nebus Seite 266. — Correspondenz.

### Lord Strafford.

Eine Skizze von George Hill.

Ein heller Apriltag lag über London. Die Boote, welche die Themse durchfurchten, waren dicht mit Menschen besetzt, die Geländer der Brücken drohten von der Gewalt andrängender Massen fast zu brechen. Längs dem Ufer hatten sich ebenfalls Tausende eingefunden, sie preßten sich aneinander, sie hoben sich gegenseitig empor und streckten die Köpfe neugierig über die Achseln der vor ihnen Stehenden. Nicht minder groß schienen die Neugier Derer zu sein, welche die Gebäude in Westminster am Ufer des Flusses bewohnten. Sie waren nicht nur an alle Fenster geeilt, sondern hatten sogar die Dächer abgedeckt, um aus dem Sparrwerk heraus weithin sehen zu können. Noch Andere hielten die rauchigen Schornsteine umklammert, einige kühne Burische saßen sogar rittlings auf den Dachtraufen. Alle diese Leute richteten ihre Blicke nach der Gegend London's, in welcher der Tower liegt. Sie mußten etwas ganz Absonderliches erwarten. Tausende von Stimmen unterdrückten sich sehr lebhaft über das, was kommen sollte, während noch dreimal so viel Arme und Hände heftig gestikulirten und in die Ferne deuteten. Auf dem Plage fanden sich auch viele Verkäufer von Lebensmitteln, die Glasflaschen freilich lustig, und einige Burische verkauften Blätter, sie mit lauter Stimme anpreisend. „Neues Blatt des Curant von dem großen Schriftsteller Goring, enthaltend die letzten Beschlüsse des Unterhauses wider den Lord und Carl Thomas Wentworth Grafen von Strafford!“ Eine große Masse Neugieriger stürzte herbei. „Hierher ein Blatt!“ „Mir eine Nummer!“ so hörte man von allen Seiten; der Mann machte gewöhnliche Geschäfte. „Es ist ein nichtswürdiger Handel,“ jagte eine tiefe Stimme weithin hörbar. „Wie? was?“ riefen ein Duzend Stimmen dagegen. „Ihr nehmt den Volksfeind in Schutz?“ „Näselte ein bleicher, mit fadenheinigem Rode

die Angreifer ihres Opfers vergessen. Sie waren hierher gekommen, um ein merkwürdiges Schauspiel zu sehen, sie wollten Nichts davon verlieren und wendeten sich, dem Fremden noch mit den Fäusten drohend, dem Flusse zu. Hier wogten die Massen hin und her wie eine See nach dem Sturm, doch plötzlich trat Stille ein. „Da — da ist er!“ flüsterte es in den Reihen und Gruppen. Die Boote auf der Themse wichen zur Seite und legten an — deutlich vernahmten Die, welche nicht Alles übersehen konnten, Rudererschläge. Eine Barke kam langsam vom Tower her, um an der Westminsterhalle zu landen. Dieser Barke voraus fuhr ein kleiner Kahn. Er war mit sechs Bewaffneten bemannt — große starknochige Männer mit Fiedelhauben und Harnischen, Partisanen in den Händen und breite Degen an den Hüften. Die Barke selbst war mit dunklen Teppichen behängt, deren Ränder in das Wasser hinabgingen. Im Vordertheil des Schiffes saß Sir Ralph Merrick, Lieutenant des Tower, ihm gegenüber Sir William Balfour, Commandant des Tower — neben ihm ein schwarz

haber, den das lange Parlament in den Tower gesetzt hatte, weil er angeklagt war: dem König zum Mißbrauche seiner Gewalt wider die Nation gerathen und das Land an die Feinde verkauft zu haben. Lord Strafford hat schon oft vor Gericht, an der Barre des Parlaments gestanden — er hat sich siebenzehn Tage lang ganz allein gegen dreizehn Anklagen vertheidigt — man beugt sich vor seinem Geiste, seinem Muth, vor der ungeschwächten Kraft dieses Helden, den der Sturz aus schwindelnder Höhe in die Tiefe, den die Macht des Kerfers nicht zu brechen vermochte. Heut wird er zum letzten Male vor dem Parlamente erscheinen, heut wird die Bill of attainder, der Erlaß des Parlamentes, welcher Strafford des Verrathes überweist und ihn verurtheilt, verlesen werden. Strafford hat keine Hoffnung mehr, als der Herrscher selbst. Seine Gegner sind mächtig — mächtiger schon, als der Herrscher selbst. Kaum dringt das Gerücht von einer möglichen Begnadigung unter die Massen, so wiegelt die Partei der Feinde auch schon von neuem das Volk auf. „Tod — Tod dem Strafford!“ schreien sie vor dem Palaste von Whitehall — der feige Karl zittert — die Königin und ihre Höflinge sind dem strengen Lord gram — sie sehen seinen Sturz gern. Sie bemerken nicht jene düsteren, fanatisch blickenden Gesichter, die hinter den Massen stehen und mit lauernden Blicken das Wanken des Thrones beobachten. Die Einen halten sich allerdings heute noch im Halbdunkel, Andere aber stehen schon auf der Bühne. Hampden, Pym — die Hauptfeinde des Grafen, dann Holborne, Tabour Harlerig, Bane und Hollis — sie schreien laut, sie fordern den Kopf des Landesverräthers, sie drohen mit dem Anruf des Volkes. Jene ersteren schweigen zwar noch, es wird jedoch bald die Zeit kommen, wo auch sie sich auf den Stuhl des Redners schwingen und in den Versammlungen gefährlicher Beter ihre aufreizenden Predigten halten — Oliver Cromwell — Henry Martin — Stippon — Lindlow. Sie haben den Freund Strafford's, den Bischof Laud, in den Tower geworfen, sie werden auch Strafford vernichten.



Lord Strafford.

gekleideter Mann. Wamms, Beinkleider und Mantel waren von kostbarem Sammet. Ueber das erstere legte sich ein prächtiger Spitzkragen. Die Beine umschlossen bis zum Knie seidene Strümpfe, und über diese waren seine Stiefel gezogen, die breiten Stulpen mit rothem Sammet gefüttert. Goldene Sporen führten an den Füßen. Auf dem Kopf trug der Mann einen schwarzen Filzhut mit langer, niedriger Feder, die feinen Handschuhe hielt er in der Hand, an deren Fingern kostbare Ringe blitzten. Sein Antlitz war schön zu nennen, aber es war eine kalte und dennoch trockige Schönheit. Ein Zug ungeheurer Verachtung spielte, während er mit nur halbgeöffneten Augen die Umgebung musterte, um die Lippen des Mannes, doch zuweilen zuckten diese heftig — dann blickten die großen, dunklen Augen auf und hefteten sich mit dem Ausdruck des Zornes auf die Mauern der Westminsterhalle, denen die Barke sich näherte. Dieser Mann war Thomas Wentworth Graf von Strafford, der Günstling König Karls des Ersten, der einst allmächtige Minister, der stolze, hoffärtige, geistig hoch begabte Mann, der gestürzte Macht-

ans Land und halten ihre Partisanen wie zum Ausfall bereit, denn man fürchtet einen Angriff des Volkes auf den Verhafteten. Hinter den Wachen schreitet Strafford, zwischen Ralph Merrick und William Balfour. Der Lord ist gefaßt und ruhig, fast gleichgiltig — das Volk beobachtet das tiefste Schweigen, es ist eine Verurtheilung des Stolzes, der Hoffart, durch welche Strafford es beleidigte, ein stummes Einverständnis mit den Männern, die dort im Parlamente in Westminsterhall versammelt sind, um den Gefangenen zu richten — aber sein Heldensinn, seine Seelengröße imponiren doch den Massen, das Unglück hat ihn nicht die Hoheit genommen. Strafford ist ein achtungsgebietender Feind, und unwillkürlich entblößen sich alle Häupter, als er durch die Gasse von Menschen dem Westminster-Palace zuschreitet, ja, der Lord vernimmt nicht undeutlich die halb flüsternd ausgesprochenen Worte: „Gott segne Euch, Mylord.“ Er zieht den Hut und dankt nach rechts und links freundlich grüßend, wie er voll Uebermuth es nie gethan in den Tagen des Glückes und der Macht. Der kurze, nur geflüsterte Ruf hat ihn ermutigt, er tritt festen Schrittes

Soldaten steigen zuerst

in die Halle, wo seine Feinde, zugleich seine Richter, ihn schweigend empfingen. Strafford lehnt an der Barre, der Sprecher und die Stewards sind bereit. Wieder beginnt die Anklage — wieder ist es Pym, der von dem Sitze die Beschuldigungen herabdonnert. Er schweigt endlich erschöpft. Lord Strafford hat das Wort, er läßt seine Augen durch die Reihen der Parlamentsmitglieder schweifen — überall drohende Miene, überall zornige Blicke und trotzig gekrenzte Arme, ein Ausdruck von Mitleid und Theilnahme ist nirgend zu gewahren. Er beginnt aufs neue seine Vertheidigung — glänzend, hinweisend und dennoch klar schildert er sein Wirken. Er beweist, daß er die Tyrannei gestürzt, statt sie zu handhaben. Er ruft unter heftiger Bewegung aus: „Ich begehre nicht, diesen gebrechlichen Leib zu retten, ihn zu vertheidigen. Ich bin mit Unbill beladen und ich mag die Fesseln nicht mehr tragen, aber ich spreche für meine Freilassung, weil ich England den Mafel eines Mordes erparen will.“ Er hatte, als er diese Worte ausrief, schon zwei Stunden lang gesprochen, seine Stimme zitterte. „Ich habe noch Vieles zu sagen,“ rief er, „aber meine Stimme vermag mir den Dienst, meine Sehnen erschaffen. In Ihren Händen liegt mein Schicksal. Wie Ihre Entscheidung ausfalle — sie bringe mir Leben oder Tod, ich nehme sie willig an; Te Deum laudamus!“ Die Wirkung seiner Rede war gewaltig. Das Gewicht dieser Worte, dieser Darlegung bewegte die eifrigsten Gegner. Pym erhob sich — aber als er den Mund öffnen wollte, traf ihn ein Blick aus Strafford's Augen. Diese Augen blickten so gewaltig, daß Feuer die seinigen niederschlug. Er zitterte wie Espenlaub, die Hände versagten ihm den Dienst. Er wühlte in den vor ihm liegenden Papieren, man hörte das Rascheln derselben in der Stille, welche in der ganzen riesigen Halle herrschte. Das Blatt, welches Pym suchte, enthielt die Anklage gegen Strafford, die letzte Antwort Pym's — er hätte nicht vermocht, diesem Manne gegenüber frei zu sprechen. Doch die Pause war für Strafford verhängnißvoll, denn die niedergebückten Tiger sammelten Kraft zu neuem Sprunge. „Die zweite Lesung der Bill!“ ruft es von allen Seiten. Vergeblich sprechen Selden, Holborne der Advocat dagegen, die Schaar der Feinde ist zahlreich und kühn. Mit wilder Beredsamkeit feuert Bane die Mitglieder des Parlamentes an, kein Aufschub ist zu erreichen, den Lord Digby beantragt. Die Bill wird zum zweiten Mal gelesen, die Stimmen werden gesammelt, sie ist angenommen: Strafford ist ein Mann des Todes. Er zuckt nicht mit den Wimpern, er macht keine Bewegung, er bleibt starr auf dem Platze und mustert die Wütthenden. Die Sitzung ist zu Ende. Wie eine Windsbraut eilt die Nachricht durch die Straßen, zu den Volkshäusern — nach Whitehall, wo der König sein Antlitz verhüllt. Er kann Strafford noch retten, er kann dem Todesbeschlusse seine Genehmigung verweigern. Strafford lehnt noch an der Barre. Die Plätze leeren sich, die Gegner suchen die Ausgänge zu gewinnen, von den Galerien schleichen die Zuschauer langsam fort, schieue Blicke auf den Lord werfend. „Mylord, wir können zurückkehren in den Tower,“ sagt William Balfour dem Träumenden ins Ohr. Der Lord fährt auf. „Gehen wir,“ sagt er, „meine Zeit ist hin.“ Sie schreiten durch die Halle in den Vorjaal, da stehen noch so Manche, die ihn eben mit verurtheilten, sie lassen den, der bald auf dem Schaffot endigen wird, an sich vorüberstreifen, kein Wort wird gesprochen. Der Lord tritt unter den großen Bogen, dicht neben welchem die Treppe hinabführt — er wird sie zum letzten Mal betreten in diesem Leben. Die Hitze im Saale war erstickend, aus der Tiefe weht eine erfrischende Luft. Strafford holt Athem — er hemmt den Schritt — er ist so in Gedanken verunken, daß er nicht bemerkt, wie auch hier Feinde sind. In einer Gruppe beisammen stehen Harrington, Sidney, Bane, Henry Martin, auf einem der Sitze hat Peter Vexby, der Schreiber, sich niedergelassen, einer der wütthendsten Feinde des Hofes, zu seinen Füßen liegt ein Exemplar der Bill, die Strafford vernichtet. Der Lord blickt seine Henker an — aber sie halten nun seinen Blick aus mit demselben Troste, den er zur Schau trägt. Hinter dem Geländer der Treppe stehen drei Männer. Das sind Thurlow, Fairfax und Oliver Cromwell. Zwei von ihnen werden England unwälzen, ein neues Regiment, eine neue Zeit herbeiführen, den Königssthron stützen — Oliver, der Jüngste, wird der Gewaltigste sein. Der Lord ist dicht bei Oliver angekommen. Er kennt ihn nicht, der furchtbare Protector England's ist heut noch ein kleiner Deputirter von Huntington. Aber Strafford hat sich trotz der Bewegung, die ihn schüttelt, das klare Auge, das scharfe Ohr bewahrt. Er hört, wie Oliver halb flüsternd, halb keuchend sagt: „Das ist ein Pfeiler des Tempels, der stürzt, der Götz Karl Stuart wird nachfolgen!“ Der Lord will sich wenden, doch da fällt sein Blick auf die unheimliche Gestalt Pym's, der, auf den Steinwürfel der Treppe gestützt, den Kopf vornüber gebeugt, sein Opfer an sich herantommen läßt. Nun stellt sich Strafford ihm gegenüber. Die beiden Todseinde messen sich mit glühenden Blicken. „Ich bin gefallen,“ sagt Strafford, „aber Ihr habt einen Arm von England's Körper gerissen!“ Dort jener Mann,“ fuhr er fort, auf Cromwell deutend, „hat Euer Trachten enthüllt. Als ich im Saale an der Barre stand, hatte ich ein Gesicht. Ich sah das Parlament versammelt, Gericht zu halten über Einen — und dieser Eine war König Karl Stuart. Scharft Eure Beile, Ihr Henker. Ich werde auf dem Schaffote so ruhig mein Wamms ausziehen, wie ich es that, wenn ich in mein Bett kroch.“ Dann ging er mit festen Schritten die Treppe hinab und stieg in die Barke. Das Volk verhielt sich nicht mehr schweigend. „Es lebe das Parlament!“ heulte es tausendstimmig durch die Luft. Strafford nickte langsam vor sich hin. „In wenig Tagen kann ich meine Richter vor Gott anklagen,“ sagte er mit ruhiger Stimme zu seiner Begleitung.

Am 10. Mai 1641 endete Lord Strafford auf dem Schaffot. Der König hatte nicht den Muth gehabt, ihn zu retten. Strafford ging heiter und gefaßt zum Tode. Als er den Tower verließ, streckte der gefangene Bischof Laud die Hände aus seinem Kerkerfenster und segnete den Grafen. Ein herrliches Bild Paul DeLaroches stellt diesen merkwürdigen und ergreifenden Moment in vollendeter Weise dar.

Am 20. Januar 1649 stand Karl Stuart, König von England, in Westminsterhall. Auch er ging als ein Verurtheilter aus der großen Halle, auch er fand seine Feinde auf derselben Stelle, wo Strafford sie gefunden hatte. Auch er endete, am 30. Januar, auf dem Schaffot vor Whitehall. Der Lord hatte die Prophezeiung Cromwell's richtig gedeutet — der Prophet selbst stand am Fenster, als des Königs Haupt fiel. Und der Henker, der Strafford's Leiche geschont hatte, zeigte des Königs Haupt der Menge mit den Worten:

„Dieses ist der Kopf eines Verräthers!“

**Ein stilles Nest.**

Novelle von Ivan Turgeniew.

(Schluß.)

VI.

Mehr, als drei Monate waren seitdem vergangen. Der Herbst war längst hereingebrochen: die Wälder standen ohne Laub, und die Kohlmeisen waren gekommen — ein sicheres Zeichen von der Nähe des Winters. Der Wind heulte und pißte, allein es war noch nicht viel Regen gefallen, und die Straße daher auch noch nicht unfahrbar. Diese Umstände benutzend, fuhr Vladimir Sergeitsch zur Abwidelung einiger Geschäfte eines Tages in die Gouvernementsstadt. Ueber diesen Geschäften ging der Mittag hin, am Abend besuchte er den Club. Im großen, schlecht erleuchteten Saale begegnete Vladimir Sergeitsch einigen Bekannten, unter Anderen dem verabschiedeten Rittmeister Fjitsch, einem allbekannten Witzbolde, Kartenpieler und Klätcher.

„Ach, à propos!“ rief dieser plötzlich, „vor einigen Tagen reißte hier eine Bekannte von Ihnen durch und ließ Sie grüßen.“

„Wer war es?“

„Die Steltshinsky.“

„Ich kenne keine Steltshinsky.“

Sie haben sie als Mädchen gekannt, sie ist eine geborene Bereketiw, Nadeschda Alexejewna. Ihr Mann diente bei unserem Gouverneur. Sie müssen ihn auch gesehen haben, ein sehr lebendiger Mensch, mit einem kleinen Schnurrbart. Ein prächtiges Ding hat er aufgegabelt und noch dazu eine Reiche.“

„So?“ sagte Vladimir Sergeitsch. „Sie hat ihn also geheirathet. hm! Wohin reisten sie denn?“

„Nach Petersburg. Sie trug mir auf, Sie an eine Confect-Devise zu erinnern. Erlauben Sie mir die neugierige Frage, was war das für eine Devise?“

Und der alte Intrigant steckte seine spitze Nase vor.

„Ich erinnere mich wirklich nicht; irgend ein Scherz,“ erwiderte Vladimir Sergeitsch. „Wo ist denn jetzt ihr Bruder?“

„Peter? Dem geht es schlecht.“

„Wie so?“ fragte Vladimir Sergeitsch.

„Er hat sich dem Trunke ergeben! Ist ein verlorener Mensch.“

„Aber wo ist er jetzt?“

„Man weiß es nicht. Er ist fort, den Zigeunern nach, das ist das Wahrscheinliche. Im Gouvernement ist er nicht, dafür stehe ich.“

„Lebt der alte Zpatow immer noch am selben Orte?“

„Michail Nikolaitch? der Sonderling? Ja freilich.“

„Und ist in seinem Hause Alles beim Alten?“

„Freilich, freilich. Sie sollten mal seine Schwägerin heirathen. Sehen Sie, das ist gar keine Frau, sondern ein Monument. Gewiß. Na, ha! Man sprach bei uns auch schon —“

„That man das?“ sagte mit den Augen blinzelnd Vladimir Sergeitsch.

In diesem Augenblicke wurde Fjitsch eine Partie vorgeschlagen, und das Gespräch war zu Ende.

Vladimir Sergeitsch beabsichtigte bald wieder nach Hause zurückzuführen, allein er erhielt von dem Bauernältesten aus Cassowo durch einen Eilboten die Nachricht, daß dort sechs Bauernhöfe abgebrannt seien, und entschloß sich selbst hinzuzufahren. Er hatte von der Gouvernementsstadt 60 Werst nach Cassowo. Vladimir Sergeitsch langte am Abend in dem kleinen, dem Beser bereits bekannten Fjügel des Herrenhauses an, ließ gleich die Bauernältesten und den Gerichtshalter kommen und schalt sie gehörig aus; am Morgen besichtigte er die Brandstätte, traf die nöthigen Maßregeln und nach Tisch machte er sich nach einigen Zögern auf den Weg, Zpatow zu besuchen. Er würde das unterlassen haben, wenn er nicht von Fjitsch Nadeschda Alexejewna's Abreise erfahren hätte; ihr wollte er nicht wieder begegnen, jedoch Maria Pawlowna wünschte er einmal wieder zu sehen.

Vladimir Sergeitsch fand Zpatow wie das erste Mal beim Damenpfeile mit der „Taschenlele“; der Alte freute sich sehr, doch schien der Ausdruck seines Gesichtes sorgenvoll zu sein, und seine Rede ergoß sich nicht so frei und heiter wie sonst.

Vladimir Sergeitsch und Ivan Fjitsch wechselten schweigend einige Blicke; es war ihnen Beiden nicht recht wohl zu Muth; sie beruhigten sich indessen bald.

„Sind die Ihrigen Alle wohl?“ fragte Vladimir Sergeitsch sich legend.

„Gottlob ja, danke ergeben!“ antwortete Zpatow, „Maria Pawlowna allein ist nicht — sie hält sich meist in ihrem Zimmer.“

„Ist es eine Erkältung?“

„Nein... so. Sie wird zum Thee erscheinen.“

„Und Jegor Kapitontsch? Wie geht es dem?“

„Ach, Jegor Kapitontsch ist ein geschlagener Mann. Seine Frau ist gestorben.“

„Nicht möglich!“

„In vierundzwanzig Stunden. An der Cholera. Sie würden ihn gar nicht wieder erkennen. Er sieht sich selbst nicht mehr ähnlich. Ohne Matriona Marowna, sagt er, ist mir das Leben eine Last. Ich werde sterben, sagt er, und Gottlob, denn ich wünsche nicht mehr zu leben. Ja, der Arme ist verloren.“

„Ach, mein Gott, wie traurig das ist!“ rief Vladimir Sergeitsch. „Der arme Jegor Kapitontsch!“

Alle schwiegen.

„Ich höre, Ihre Nachbarin hat geheirathet,“ begann Vladimir Sergeitsch, leicht erröthend, von neuem. „Nadeschda Alexejewna — nicht? — sie ist verheirathet.“

Zpatow warf einen Seitenblick auf Astachow: „Freilich, freilich; sie ist verheirathet und abgereist.“

„Nach Petersburg?“

„Ja, nach Petersburg.“

„Maria Pawlowna wird sie vermissen, denke ich? Sie schienen sehr befreundet mit einander zu sein.“

„Ja wohl vermißt sie sie. Das kann nicht anders sein. Aber, was die Freundschaft anbetrifft, so will ich Ihnen sagen, mit Mädchenfreundschaft ist's noch ärger, als mit Männerfreundschaft. Aus den Augen, aus dem Sinn.“

„Glauben Sie?“

„Ja, bei Gott! so ist es. Da ist z. B. gleich Nadeschda Alexejewna. Seit sie fort ist, hat sie kein einziges Mal geschrieben, und wie hat sie es versprochen und sogar geschworen! Jetzt ist es ihr nicht mehr darum zu thun.“

„Wie lange ist sie fort?“

„Es werden bereits sechs Wochen her sein. Am Tage nach der Hochzeit sprenkten sie davon, auf ausländische Weise.“

„Und man sagt, daß auch ihr Bruder abwesend ist?“ fragte Vladimir Sergeitsch nach einer kleinen Weile.

„Ja, er ist auch fort. Sie sind ja aus der Hauptstadt. Wie sollten sie da lange auf dem Lande aushalten!“

„Weiß man, wohin er gereist ist?“

„Nein, man weiß es nicht,“ sagte Zpatow. „Nun, und Sie, Vladimir Sergeitsch? Was haben Sie Gutes gethan?“

Vladimir Sergeitsch fing an von sich zu erzählen. Zpatow horchte und horchte auf seine Rede und rief endlich:

„Aber, warum kommt denn Mascha nicht? Ivan Fjitsch, Du solltest mal nach ihr gehen.“

Ivan Fjitsch verließ das Zimmer und erklärte bei seiner Rückkunft, daß Maria Pawlowna gleich kommen würde.

„Was ist ihr? Hat sie Kopfschmerz?“ fragte Zpatow halbblau.

„Ja, sie hat Kopfschmerz,“ antwortete Ivan Fjitsch.

Die Thür ging auf, und Maria Pawlowna trat herein. Vladimir Sergeitsch erhob sich, begrüßte sie, aber konnte keine Verwunderung kein Wort hervorbringen, so sehr hatte sich Maria Pawlowna verändert, seit er sie zuletzt gesehen! Jede Farbe war aus ihren abgemagerten Wangen gewichen; breite schwarze Ränder umgaben ihre Augen, ihre Lippen waren herbe zusammengepreßt, und das dunkle, unbewegliche Gesicht schien versteint zu sein.

Sie schlug die Augen auf, und sie waren ohne Glanz.

„Wie fühlst Du Dich?“ fragte Zpatow.

„Ich bin gesund,“ antwortete sie und setzte sich an den Tisch, auf welchem der Samowar schon kochte.

Vladimir Sergeitsch langweilte sich an diesem Abende sehr. Es waren aber auch Alle verstimmt. Jedes Gespräch nahm eine trübe Wendung.

„Hören Sie,“ sagte Zpatow unter Anderem, auf das Heulen des Windes horchend, „welche Töne er hervorbringt! Der Sommer ist längst vorüber, der Herbst geht zur Reige, und der Winter ist vor der Thüre. Da werden wir wieder von Schneewällen umgeben sein. Und wenn doch nur erst Schnee fiel! Wenn man jetzt in den Garten geht, muß man ja melancholisch werden... er sieht einer Ruine ähnlich. Die Bäume frieren mit ihren dürren Aesten. Ja, die sonnigen Tage sind vorüber!“

„Vorüber,“ wiederholte Ivan Fjitsch.

Maria Pawlowna blickte schweigend zum Fenster hinaus.

„Will's Gott, so werden sie wiederkehren,“ bemerkte Zpatow.

Niemand antwortete ihm.

„Erinnern Sie sich noch, was für schöne Lieder hier damals gesungen wurden?“ fragte Vladimir Sergeitsch.

„So Manches war schön!“ antwortete der Alte.

„Aber Sie könnten doch singen,“ fuhr Vladimir Sergeitsch zu Maria Pawlowna gewandt fort, „Sie haben eine so herrliche Stimme!“

Sie antwortete ihm nicht.

„Und wie geht es Ihrer Mutter?“ sagte Vladimir Sergeitsch, um nur Etwas zu sagen.

„Gottlob, sie schlägt sich so durch, trotz aller ihrer Leiden. Sie ist heute noch in ihrer kleinen Kalesche gefahren. Ich sage Ihnen, sie ist wie ein angebrochener Baum; er knarrt und knarrt und steht doch immer noch, während mancher junge, feste Baum daneben umstürzt. Ach, ja, ja!“

Maria Pawlowna ließ die Hände in den Schoß sinken und beugte den Kopf.

„Aber ihr Leben ist dennoch ein trauriges,“ fuhr Zpatow fort. „Das Alter ist keine Freude.“

Auch die Jugend ist kein Glück,“ sprach Maria Pawlowna. Vladimir Sergeitsch wollte zur Nacht nach Hause; allein es wurde so dunkel, daß er sich entschloß, da zu bleiben. Man wies ihm daselbst Zimmer oben an, in welchem er drei Monate früher eine so unruhige Nacht verlebt hatte durch das Schnarchen von Jegor Kapitontsch... .

Ob er jetzt wohl noch schnarchen mag? dachte Vladimir Sergeitsch und erinnerte sich seiner Unterhaltung mit dem Diener, erinnerte sich der Erscheinung Maria Pawlowna's... .

Vladimir Sergeitsch trat ans Fenster und lehnte seine Stirn an die kalte Scheibe. Sein eigenes Gesicht blickte ihm matt entgegen; seine Augen sahen gleichsam auf einen schwarzen Vorhang, und erst nach einer geraumen Zeit konnte er am sternlosen Himmel die Wipfel der Bäume unterscheiden, die sich in der Finsterniß bewegten. Sie wurden unaufhörlich vom Sturm hin- und hergeworfen... . Plötzlich schien es Vladimir Sergeitsch, als sei etwas Weißes am Boden dahingeglitten... . er sah genauer hin, lächelte, zuckte die Achseln und rief halbblau: „Was doch die Einbildungskraft vermag!“ — und legte sich zur Ruhe.

Er schlief bald ein; aber auch diesmal war ihm keine ruhige Nacht beschieden. Er wurde durch ein Hin und Her im Kopfe geweckt... er hob den Kopf vom Kissen... verwirrte Stimmen, Ausrufungen, eilige Schritte; Thüren wurden auf- und zugeschlagen; jetzt hörte er ein Wehklagen von Frauen, Geschrei im Garten, ein Schreien noch weiter entfernt... die Unruhe im Hause wuchs und wurde mit jedem Augenblicke lärmender... . Feuer! blitzte es Vladimir Sergeitsch durch den Sinn. Er sprang aus dem Bette und stürzte ans Fenster; aber es war kein feuriger Schein sichtbar; im Garten jedoch bewegten sich rottleuchtende Punkte, schnell längs der Wege und an den Bäumen hin — es waren Leute, die mit Laternen liefen. Vladimir Sergeitsch trat rasch zur Thüre, öffnete sie und stieß auf Ivan Fjitsch. Bleich, verstört, halbbedeckt stürzte Der, ohne selbst zu wissen, wohin.

„Was gibt's? Was ist geschehen?“ fragte Vladimir Sergeitsch aufgeregt und faßte ihn fest an der Hand.

„Sie ist verschwunden, ertrunken, hat sich ins Wasser gestürzt!“ antwortete Ivan Fjitsch mit athemloser Stimme.

„Wer hat sich ins Wasser gestürzt? Wer ist verschwunden?“

„Maria Pawlowna! Wer denn anders, als Maria Pawlowna? Zu Grunde gerichtet hat er die Theure! Helft! Um Gottes Willen, Bäterchen, schneller! Schneller, Ihr Lieber!“

Und Ivan Fjitsch stürzte die Treppe hinunter.

Vladimir Sergeitsch zog seine Stiefel an, warf seinen Mantel über und lief ihm nach.

Im Hause war Niemand mehr zu sehen; sie waren Alle in den Garten gelaufen; nur die beiden kleinen Mädchen, die Tochter Zpatow's, begegneten ihm im Corridor beim Vorzimmer; bleich vor Schreck, standen sie in ihren weißen Röckchen, mit bloßen Füßchen und gefalteten Händen beim Nachlicht, welches auf den Boden gestellt war. Durch den Salon, an einem ungeworfenen Tische vorüber, lief Vladimir Sergeitsch auf die Terrasse. Wo der Damm lag, blinkten Lichter und Schatten durch das Gebüsch... .

„Einen Schifferhaken! schnell einen Schifferhaken!“ hörte man Zpatow's Stimme rufen.

„Ein Fischerneh, ein Netz, ein Boot!“ riefen andere Stimmen. Vladimir Sergeitsch lief den Stimmen nach. Er fand Zpa-

am Ufer des Teiches; eine an einen Zweig gehängte Laterne leuchtete grell das greise Haupt des Mannes. Er rang die Arme und schwanke wie ein Berauschter; ein Weib lag schluchzend neben ihm im Grase; die Leute drängten sich geschäftig am Ufer des Teiches; die Leute drängten sich geschäftig am Ufer des Teiches; die Leute drängten sich geschäftig am Ufer des Teiches...

„Was höre ich,“ rief Vladimir Sergeitsch, zu Zpatow laut. „Ist es denn möglich?“  
„Geht Schifferhaken her, Schifferhaken!“ stöhnte der Greis als Antwort entgegen.  
„Vielleicht irren Sie sich, erbarmen Sie sich, Michail Niko-...“

„Mein, es ist kein Irrthum,“ sagte mit thränenvoller Stimme der im Grase liegende Weib, die Jose Maria Pavlowna's. „Ich selbst habe selbst gehört, wie sie, mein Täubchen, sich ins Wasser warf, wie sie um sich schlug und rief: zu Hilfe! und dann einmal: zu Hilfe!“  
„Warum hast Du sie denn nicht daran verhindert, erbarme...“

„Wie sollte ich es hindern, Väterchen, mein Herr! Als ich da vernahm, war sie ja nicht mehr in ihrem Zimmer! Mein Herz hat es geahnt! Die letzten Tage hat sie sich so gekränkt, hat mich Wort gesprochen; ich achte es und lief gleich in den Garten, hätte mir's Jemand gesagt — und da höre ich plötzlich Etwas Wasser fallen — zu Hilfe! höre ich schreien, zu Hilfe! — Oh, mein Täubchen, Du Licht meiner Augen!“  
„Vielleicht hat es Dir aber nur so erschienen —“

„Geschienen? Aber wo wäre sie denn? Wo ist sie hin?“  
„Das war also das Weib, das ich im dunkeln Garten sah, dachte Vladimir Sergeitsch bei sich.  
Unterdessen waren Männer mit Schifferhaken herbeigelaufen; man hatte Netze herangeschleppt und sie auf dem Grase ausgebreitet; viel Volk hatte sich versammelt, eine Unruhe, ein Gedränge herrschte. ... Der Kutischer griff nach einem Schifferhaken, der dem Nächsten nach einem anderen; Beide sprangen sie in ein Boot, stießen ab und durchsuchten den Boden des Teiches mit Netzen und Haken; vom Ufer aus wurden ihnen geleuchtet. Selbst und endlich erschienen ihre Bewegungen und ihre Schatten im Dunkel auf dem erregten Wasser, bei dem flackernden und matten Lichte der Laternen.“

„Da habe ich einen Widerstand gefunden,“ rief plötzlich der Kutischer. ...  
„Allen griff es kalt ans Herz.“  
Der Kutischer zog den Haken an sich, bückte sich — etwas schwarzes stieg langsam auf —  
„Ein Stück Holz,“ sagte der Kutischer und zog den Haken an sich.  
„Kommt zurück, zurück!“ rief man ihnen vom Ufer zu. Mit einem Schifferhaken geht's nicht, nehmt ein Netz!  
„Ja, ja, nehmt ein Netz,“ riefen Viele.  
„Stille!“ rief der Bauernälteste: „ich habe Etwas am Haken...“

„Da habe ich einen Widerstand gefunden,“ rief plötzlich der Kutischer. ...  
„Allen griff es kalt ans Herz.“  
Der Kutischer zog den Haken an sich, bückte sich — etwas schwarzes stieg langsam auf —  
„Ein Stück Holz,“ sagte der Kutischer und zog den Haken an sich.  
„Kommt zurück, zurück!“ rief man ihnen vom Ufer zu. Mit einem Schifferhaken geht's nicht, nehmt ein Netz!  
„Ja, ja, nehmt ein Netz,“ riefen Viele.  
„Stille!“ rief der Bauernälteste: „ich habe Etwas am Haken...“

„Da habe ich einen Widerstand gefunden,“ rief plötzlich der Kutischer. ...  
„Allen griff es kalt ans Herz.“  
Der Kutischer zog den Haken an sich, bückte sich — etwas schwarzes stieg langsam auf —  
„Ein Stück Holz,“ sagte der Kutischer und zog den Haken an sich.  
„Kommt zurück, zurück!“ rief man ihnen vom Ufer zu. Mit einem Schifferhaken geht's nicht, nehmt ein Netz!  
„Ja, ja, nehmt ein Netz,“ riefen Viele.  
„Stille!“ rief der Bauernälteste: „ich habe Etwas am Haken...“

„Da habe ich einen Widerstand gefunden,“ rief plötzlich der Kutischer. ...  
„Allen griff es kalt ans Herz.“  
Der Kutischer zog den Haken an sich, bückte sich — etwas schwarzes stieg langsam auf —  
„Ein Stück Holz,“ sagte der Kutischer und zog den Haken an sich.  
„Kommt zurück, zurück!“ rief man ihnen vom Ufer zu. Mit einem Schifferhaken geht's nicht, nehmt ein Netz!  
„Ja, ja, nehmt ein Netz,“ riefen Viele.  
„Stille!“ rief der Bauernälteste: „ich habe Etwas am Haken...“

„Da habe ich einen Widerstand gefunden,“ rief plötzlich der Kutischer. ...  
„Allen griff es kalt ans Herz.“  
Der Kutischer zog den Haken an sich, bückte sich — etwas schwarzes stieg langsam auf —  
„Ein Stück Holz,“ sagte der Kutischer und zog den Haken an sich.  
„Kommt zurück, zurück!“ rief man ihnen vom Ufer zu. Mit einem Schifferhaken geht's nicht, nehmt ein Netz!  
„Ja, ja, nehmt ein Netz,“ riefen Viele.  
„Stille!“ rief der Bauernälteste: „ich habe Etwas am Haken...“

„Da habe ich einen Widerstand gefunden,“ rief plötzlich der Kutischer. ...  
„Allen griff es kalt ans Herz.“  
Der Kutischer zog den Haken an sich, bückte sich — etwas schwarzes stieg langsam auf —  
„Ein Stück Holz,“ sagte der Kutischer und zog den Haken an sich.  
„Kommt zurück, zurück!“ rief man ihnen vom Ufer zu. Mit einem Schifferhaken geht's nicht, nehmt ein Netz!  
„Ja, ja, nehmt ein Netz,“ riefen Viele.  
„Stille!“ rief der Bauernälteste: „ich habe Etwas am Haken...“

an demselben Tage in die „Hundsgrotte“ zu fahren, um zu sehen, wie die armen Thiere in den Schwefeldämpfen erstickten.  
Sie fuhr nicht allein. Verschiedene Cavaliere begleiteten sie. Für den lebenswürdigsten unter ihnen galt ein gewisser Monsieur Poppelin, ein verunglückter französischer Maler mit einem kleinen Bärtchen und einem carrixten Jaquet. Er sang die neuesten Romanzen mit einem fetten, kleinen Tenor, witzelte sehr ungebunden und pflegte, obgleich er gar nicht stark gebaut war, sehr viel zu essen.

VII.

Es war ein frostiger, sonniger Januartag; eine Menge Menschen spazierten auf der Newsky'schen Perspective. Die Uhr am Thurm der Duma zeigte Drei. Ueber die breiten, mit gelbem Sand bestreuten Fliesen schritt unter Anderen unser alter Bekannter Vladimir Sergeitsch. Er war, seit wir uns von ihm trennten, viel männlicher geworden, hatte sich einen Bardenbart angelegt und am ganzen Körper zugenommen, ohne gealtert zu sein. Er ging lässig hinter der Menge her und sah sich zuweilen um; er erwartete seine Frau; sie hatte mit ihrer Mutter im Wagen herauffahren wollen. Vladimir Sergeitsch war schon etwa seit fünf Jahren verheirathet und zwar ganz so, wie er es stets gewünscht hatte: seine Frau war reich und hatte die besten Verbindungen. Den vortrefflich gebürsteten Hut bei der Begegnung mit seinen zahlreichen Freunden höflich lüftend, schritt Vladimir Sergeitsch mit dem ungezwungenen Gange eines Menschen einher, welcher mit seinem Schicksal zufrieden ist, als plötzlich dicht vor der Passage ein Herr in einem Radmantel, eine Mütze auf dem Kopf, mit einem abgelebten Gesicht, gefärbtem Schnurrbart und verschwommenen Augen, auf ihn stieß. Vladimir Sergeitsch trat würdevoll auf die Seite, aber der Herr in der Mütze sah ihn an und rief:

„Ah, Herr Astachow! Guten Tag!“  
Vladimir Sergeitsch antwortete nicht und blieb verwundert stehen. Es war ihm unbegreiflich, wie es zugeing, daß ein Mensch, der sich entschließen konnte, in der Mütze auf der Newsky'schen Perspective zu spazieren, seinen Familiennamen kannte.  
„Sie erkennen mich nicht?“ fuhr der Herr in der Mütze fort.  
„Ich habe Sie vor etwa acht Jahren auf dem Lande, in dem T...schen Gouvernement bei den Zpatow's gesehen. Ich heiße Veretiew.“  
„Ach, mein Gott! Verzeihen Sie!“ rief Vladimir Sergeitsch.  
„Aber wie haben Sie sich seit der Zeit verändert!“  
„Ja, ich bin alt geworden,“ erwiderte Peter Alexejewitsch und fuhr sich mit der Hand, die keinen Handschuh trug, über das Gesicht. „Sie aber sind ganz unverändert.“

Veretiew war nicht so sehr gealtert, als weß und liebedlich geworden. Seine, kleine Runzeln bedeckten sein Gesicht, und seine Lippen und Wangen zuckten leicht, wenn er sprach. Man sah an Allem, daß der Mann stark gelebt hatte.  
„Wo sind Sie denn die ganze Zeit über gewesen, daß man Sie gar nicht gesehen hat?“ fragte ihn Vladimir Sergeitsch.  
„Ich habe mich an verschiedenen Orten umhergetrieben. Und Sie? waren Sie immer in Petersburg?“  
„Meistens.“  
„Sie sind verheirathet?“  
„Ja, ich bin verheirathet.“  
Und Vladimir Sergeitsch nahm eine strenge Miene an, als wollte er Veretiew sagen: „Lasse Dir nur nicht einfallen mich zu bitten, ich möchte Dich meiner Frau vorstellen.“  
Veretiew schien ihn zu verstehen. Ein gleichgiltiges Lächeln spielte um seine Lippen.  
„Und wie geht es Ihrer Schwester?“ fragte Vladimir Sergeitsch, „wo ist sie?“  
„Ich kann es Ihnen nicht mit Bestimmtheit sagen. Ich glaube, sie ist in Moskau. Ich habe lange keine Briefe von ihr erhalten.“

„Lebt ihr Mann?“  
„Er lebt.“  
„Aber der alte Herr Zpatow?“  
„Das weiß ich nicht; wahrscheinlich lebt er; vielleicht aber ist er auch schon gestorben.“  
„Und jener Herr, wie heißt er doch — Bodrijaw, glaube ich —?“  
„Derjenige, den Sie zu Ihrem Secundanten wählten, wissen Sie noch, damals — als Sie so sehr in Furcht gejagt waren? Weiß der Teufel!“  
Vladimir Sergeitsch schwieg mit würdevoller Miene. „Ich habe mich immer mit vielem Vergnügen jener Abende erinnert,“ fuhr er dann fort, „wo ich Gelegenheit hatte (er hätte beinahe gesagt: die Ehre), Ihrer Schwester und Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie ist eine sehr liebenswürdige Dame. Sagen Sie immer noch so angenehm?“

„Mein. Ich habe meine Stimme verloren. — Ja, das war eine schöne Zeit!“  
„Ich war später noch einmal in Zpatowka,“ fügte Vladimir Sergeitsch, die Augenbrauen traurig emporziehend, hinzu, „— so heißt doch das Landgut? — und zwar an dem Tage eines schrecklichen Unfalles.“  
„Ja, ja! Es ist fürchterlich, fürchterlich!“ unterbrach ihn Veretiew hastig. „Ja... Aber erinnern Sie sich noch dessen, wie Sie sich beinahe mit meinem jetzigen Schwager geschlagen hätten?“

„Um! ich erinnere mich!“ erwiderte Vladimir Sergeitsch gedehnt. „Ich muß Ihnen gestehen, es ist aber soviel Zeit seitdem vergangen, daß mir das Alles oft vorkommt wie ein Traum.“  
„Wie ein Traum,“ wiederholte Veretiew, und seine bleichen Wangen rötheten sich. „Wie ein Traum — Nein, es war kein Traum, wenigstens für mich nicht. Es war die Zeit der Jugend, der Freude, des Glücks, die Zeit unerschöpflicher Hoffnungen und unüberwindlicher Kräfte; und wenn es ein Traum war, so war es ein herrlicher Traum! Und jetzt sind wir Beide gealtert und verdummt, färben unsern Schnurrbart und treiben uns auf der Newsky'schen Perspective umher; ja, wir sind zu Nichts mehr gut, wie zu Schanden gefahrene Märchen; verschauelt und abgerieben, brüsten wir uns noch und grimassiren oder wir treiben Unsinn oder vertrinken gar unser Leid im Wein; das ist eher noch ein Traum und ein häßlicher Traum. Das Leben ist verlebt und es ist alltäglich, abgesehen, umsonst verlebt — das ist das Bittere! Sehen Sie, das müßte man abschütteln, aus diesem Traume sollte man erwachen können... Und dann — überall dieselbe entsetzliche Erinnerung, das eine Bild!... Uebrigens, leben Sie wohl!“

Veretiew entfernte sich eilig; als er aber der Thür von einer

der ersten Conditoreien der Newsky'schen Perspective vorüber kam, blieb er stehen, trat ein, trant am Buffet ein Glas Pomeranzen-Schnaps und schritt durch das von Tabakrauch verdüsterte Billardzimmer in die hinteren Gemächer. Hier traf er einige Bekannte, frühere Kameraden: Petia Lazurin, Kostia Kowrowsky, den Fürsten Serdinow und noch zwei Herren, die man einfach Wassil und Philat nannte. Sie waren Alle nicht mehr jung; Alle unverheirathet; einige von ihnen hatten ihre Haare verloren, bei Anderen waren sie ergraut, ihre Gesichter waren mit Runzeln bedeckt — mit einem Worte, alle diese Herren hatten, wie man zu sagen pflegt, die besten Jahre hinter sich. Veretiew galt ihnen immer noch als ein ungewöhnlicher Mensch, der bestimmt war, die Welt in Erstaunen zu versetzen, und doch war er einzig deshalb klüger, als sie, weil er sich seiner vollkommenen, gründlichen Knechtsigkeit vollständig bewußt war. Auch außerhalb seines Kreises gab es Leute, welche von ihm dachten, daß weiß der Himmel was Alles aus ihm geworden wäre, wenn er sich nicht selbst verlottert hätte. Diese Leute irrten. Aus Veretiew wäre nie Etwas geworden.

Peter Alexejewitsch wurde von seinen Freunden mit gewohnter Zuorkommenheit begrüßt. Im Anfange setzte er sie durch sein finstres Aussehen und seine galligen Reden in Verwunderung; bald aber beruhigte er sich, wurde wieder heiter, und Alles ging seinen gewohnten Gang.  
Sobald Peter Alexejewitsch ihn verlassen hatte, runzelte Vladimir Sergeitsch die Stirne und richtete sich hoch auf.  
Der unerwartete Ausfall Peter Alexejewitsch's hatte ihn betroffen und sogar beleidigt. „Wir sind verdummt, trinken, färben den Schnurrbart — parlez pour vous, mon cher,“ sagte er endlich fast laut, schraubte einige Mal vor Unwillen und setzte seinen Spaziergang fort.

„Wer unterhält sich soeben mit Ihnen?“ fragte eine laute, selbstzufriedene Stimme hinter seinem Rücken.  
Vladimir Sergeitsch drehte sich um und gewahrte Einen seiner guten Bekannten, Pomponstky. Dieser war ein großer, wohlbeleibter Mann, der eine bedeutende Stellung einnahm und von seiner frühesten Jugend an ein einziges Mal an sich selbst gezwweifelt hatte.

„Irgend ein Sonderling,“ sagte Vladimir Sergeitsch, Pomponstky unter dem Arme fassend.  
„Erbarmen Sie sich, Vladimir Sergeitsch, ist es einem ordentlichen Menschen erlaubt, sich auf der Straße mit einem Individuum zu unterhalten, was eine Mütze auf dem Kopfe hat? Das schickt sich nicht! Das wundert mich! Wo haben Sie die Bekanntschaft eines solchen Subjectes machen können?“  
„Auf dem Lande.“  
„Auf dem Lande? Nachbarn vom Lande grüßt man in der Stadt nicht; es n'est pas comme il faut. Ein Gentleman muß sich stets als Gentleman halten, wenn er will — daß —“  
„Da ist meine Frau,“ unterbrach ihn Vladimir Sergeitsch eilig.  
„Wollen wir zu ihr gehen.“

Und die beiden Gentlemen traten an einen niedrigen, eleganten Wagen, aus dessen Fenster das bleiche, ermüdete, reizbar-anmaßende Gesichtchen einer jungen, aber schon verblühten Frau herausah.  
Hinter ihr blickte verdrießlich eine andere Dame, ihre Mutter, heraus. Vladimir Sergeitsch öffnete den Wagen Schlag, bot seiner Frau den Arm, Pomponstky ging mit der Schwiegermutter, und beide Paare schritten die Newsky'sche Perspective entlang, hinter sich einen kleinen, schwarzhaarigen Diener mit erbsenfarbenen Stiefelsohlen und einer großen Cocarde am Hute. [2020]

E n d e .

Die Blumen der heiligen Familie.

Bekanntlich hat in katholischen Ländern eine ganz eigene heilige Romantik an Wegen, Brücken und Straßen sich angefestelt. Uralte Heilige und Schutzpatrone, Heilande am Kreuz mit schmerzverzogenen Zügen begegnen dem Wanderer allerorten. Als himmlische Bilder ragen sie in das Weltgedränge hinein, um die Gemüther auf Schritt und Tritt über dasselbe zu erheben. Das ist das edle Motiv jener seltsamen Romantik. Vor Allem aber blicken so gnadenreich zu der auf Wegen und Stegen wandelnden Menschenwelt die Muttergottesbilder hernieder. Sie ragen frei oder stehen in einer Nische, meist unter dem Schatten eines schützend darüber sich ausbreitenden Baumes. Jugendlich mütterliche Gestalten sind es, das heilige Kind ruht im Arme. Alles ist ausgeputzt mit grellen Farben und Klittern, und goldene Strahlen umleuchten die Häupter von Mutter und Kind.

Auch die Blumen fehlen nicht. Nicht nur, daß Nische und Postament oft mit eingemeißelten steinernen Blumen geschmückt sind, und Maria selbst den Lilienengel in der Hand trägt; die andächtige Liebe schmückt die Heilige an Marienfesten auch mit lebendigen Blumen. Bald ist sie mit Guirlanden umkränzt, bald liegen ihr bunte Sträuße zu Füßen, bald sind in Scherben gezogene blühende Gewächse umhergestellt.

Aber es sind meist nur Blumen, wie sie der Zufall in die Hand gab. Die Blumen der heiligen Familie sind es gerade nicht. Letztere sind solche, von denen die heilige Geschichte aus den Tagen des Heilandes uns Kunde gibt, oder solche, welche die Legende in meist recht sinniger Weise in sich aufgenommen und durch irgend eine Beziehung zur heiligen Familie, besonders zur Maria oder zur Leidensgeschichte des Herrn, geheiligt hat.

Sie stehen zum größten Theile als wildwachsende Kräuter auf Wiesen und Fluren, und es kann nicht Wunder nehmen, daß das dichtende Volksgemüth manche tiefe Geheimnisse ihnen zu traut und von der Huld der hehren Himmelskönigin für sie gar Manches weiß. Blumen und Dichtung und Märchen, das ist ja als untrennbar wie ein einiger bunter Arabeskenwald innig mit einander verwoben.

Die heilige Familie ist nun freilich ungleich mit Blumenlegenden bedacht. Den Vater Joseph preist keine Blume, kein Baum; die Sykomore höchstens, unter deren Schatten er auf der Flucht nach Aegypten mit Maria und ihrem neugeborenen Kinde ruhet.

Auch von dem Heilande erzählen nur wenige Gewächse, und mehr die Bäume, als die Blumen, welche sich vorwiegend für weibliche Charaktere eignen. Das sammetbraune „Christusauge“ unserer Gärten hat wohl die Neuzeit ihm geweiht. Die Lilie erinnert an ihn nur, weil er sich selber ihrer gerührt hat, und obenein ist's nur eine holbe Täuschung, unsere prächtigen Gartenlilien mit ihren duftigen und schimmernden Silberblüthen für

die „Lilien des Feldes“ zu nehmen. Sie, die der Heiland als Krone bezeichnete, sind einfach eine von den heutigen Botanikern nicht mehr zu entzweigende Feldblume Galiläa's. Wirklich in die Heilandsagen mannichfach verwoben ist aber die Palme, aus deren Holze das Kreuz, an dem er gemartert wurde und starb, gezimmert gewesen sein soll, und deren Zweige das Volk bei seinem letzten Einzuge in Jerusalem unter Zauchen auf seinen Weg freute. Wohl ist es eine sinnreiche Gemeinschaft: der königliche Menschensohn und die königliche Palme, der kein Baum gleichkommt an Adel des Wuchses, an Reichtum und Köstlichkeit der Früchte. Ist sie doch auch der Baum, der vom Paradiese her, wo die Schlange sich um ihn ringelte, den Menschen verblieben ist; und die Völker, die unter dem Schatten der Palmen wohnen, leben von ihren Früchten noch immer ein müheloses paradiesisches Dasein, haben nicht zu arbeiten im Schweiße ihres Angesichts.

Die Sage von der in jedem Windhauche säuselnden Espe hat in Rückert ihren Dichter gefunden. Besser, als alle Prosa geben sie seine Strophen:

Als den Herrn ans Kreuz geschlagen  
Nun des Feldes Bäume sah'n.  
Kam ein Bittern und ein Bogen  
Allen fernem, allen nah'n.  
Nur der Espe Krone  
Sah die Blätter ohne  
Wehen in die Lüfte ragen.  
Gleich als ging sie das Nichts an.  
Damals ward der Fluch gesprochen.  
Und ihn hörte Berg und Fluß:  
Daß dir sei dein Stolz gebrochen.  
Bitter künftig jeder Lust!  
Alle Bäume zittern  
Nur in Ungewittern;  
Bittern soll das Herz dir pochen.  
Wenn im Wald ein Vogel ruft! u. s. w.

Und endlich noch dem Heilande geweiht durch den Mund uralter Sagen ist der Christusbom, eine bekannte, in allen Parkanlagen gezogene Mazarienart, aus dessen Zweigen die Sage die Dornenkrone geflochten sein ließ.

Ganz wie geschaffen für eine spielende christliche Phantasie waren aber vor Allem die Passifloren, bei deren seltsamen Blumenformen man in sinnigen Betrachtungen sich ergehen konnte — jene prächtige Blütenpflanze, die in den südamerikanischen Urwäldern lianenartig von Baum zu Baum sich zieht und als Schlinggewächs hoch in den Wipfeln ihre großen bunten Blüten treibt, aber auch in unsern Gewächshäusern an der Decke sich hinanschlingend die Herrlichkeit tropischer Blumengewinde uns entgegenwärtigt. Ihre dreizackigen Blätter sprechen das Geheimniß der Dreieinigkeit aus, und ihre scharlachenen oder weißen oder rosenfarbigen Blumen bieten in dem phantastischen Aufbau ihrer Innentheile in wahrhaft überraschender Weise das Bild des Kreuzes und aller Marterwerkzeuge.

Die Spanier, welche die köstliche Blume zuerst fanden, entdeckten alsbald alle Instrumente der Kreuzigung an ihr. Der tausendfädige rothgesprenkelte Nektarienkrantz im Blumengrunde wurde gedeutet als die blutige Dornenkrone, die fünf Staubgefäße als die fünf Wunden des Erlösers, der Fruchtknoten als der Kelch der Leiden, die Griffel sollten das Kreuz darstellen, und die Griffelnarben die Nägel desselben. Die Passionsblume — hieß es bald im Munde des Volkes — habe sich an dem Kreuze auf Golgatha emporgelant, und wie die Leiden des Menschensohnes allenthalben auf die Natur und die Menschheit einen tiefen Eindruck machten, so prägten sie sich für immer auch auf ihren Blumen ein.

Aber in ganz besonderer und volkstümlicher Weise hat mit den schönen Florakindern die heilige Jungfrau Maria zu thun! Unsere heimathlichen Auen, Wälder und Triften sind voll blühender Erinnerungen an sie. Die betreffenden Blumen tragen meist auch noch die Spuren ihrer Huld. Manche derselben haben im Volksmunde selbst den lieblichen Namen der Maria, und eine Sage webt zumeist um sie her, wobei es nur fraglich ist, ob der dichtende Volksgespinnst die Sage aus dem Namen ableitete oder den Namen aus der Sage. Eine Anöterich-Art, das Marienkraut, welches an Dorfstreifen und in Gräben überall wuchert, hat, wo es an feuchten Orten wächst, quer durch die Mitte jedes Blattes einen braunen, hufeisenförmigen Fleck. Die Sage weiß ihn zu deuten: Maria ging einst auf einem schmutzigen Feldweg und trat deshalb auf den Wegrand; an den Pflänzchen nun, auf denen sie dahinschritt, haben die Blätter die Spuren ihrer Fußtritte bewahrt. Die Silberbecher der Ackerwinde finden wir oftmals röhrlig angehaucht oder auch in tiefstes Burgunderroth getaucht. Auch davon weiß die Sage zu erzählen: Ein Fuhrmann nämlich war mit seinen Pferden und schwerem Wagen im morastigen Wege stecken geblieben. Er hieb und trieb, aber die Pferde kamen nicht von der Stelle. Als er nun in vollster Verzweiflung war, trat eine herrliche Frauengestalt zu ihm; mit freundlichen Worten redete sie den Pferden zu. Diese zogen an, die Räder ächzten, und siehe, der tief eingesenkte Wagen wurde wieder flott. Da holte der dankbare Fuhrmann einen Labetrunk hervor, er füllte ein Glas mit rothem Wein und reichte es der treuen Helferin in der Noth. Aber das Glas war so voll, daß Tropfen überliefen, und sie fielen auf die weiße Ackerwinde. Zur Erinnerung an das dankbare Herz des Mannes trägt jene Wegblume fort und fort die Spuren des rothen Weines, nur ein köstlicher Ausdruck für den schönen wahren Gedanken, daß da, wo eine edle Jungfräulichkeit waltet, Alles umher ihren Abglanz trage und eine höhere Weiße empfangt, ganz wie der profane Dichter da, wo die Füße seiner Geliebten gewandelt sind, Blumen hervorsprossen und Alles herrlicher grünen sieht.

Wieder andere Blumen sind Denkmäler der Liebe Maria's zu den Menschen. Sie hat die Blumen, die vordem in der Gewalt des Teufels waren und von demselben zu satanischen Zwecken benützt wurden, erlöst und den Menschen zur Freude wieder gegeben. So die schöne blaue Scabiose, Teufelsabbiß genannt, weil der Vater der Bosheit aus Ingrimm die Wurzel durchbiß, ehe er der Maria die Pflanze überließ, so daß sie jetzt noch eine abgebißene aussehende Wurzel trägt.

Was Alles draußen in Wald und Flur die heilige Jungfrau sich auserfordern zu Schmuck und Dienst und heiliger Freude, dessen ist so viel, daß wir allerorten in der Natur an sie erinnert werden. Sie hat es auf Erden zurückgelassen, und wir glücklichen Menschen können deshalb uns noch ebenjo darüber freuen wie sie einst, deren Augen mit herzinnigem Wohlgefallen darauf ruhten. Die mittelalterlichen Ueberlieferungen wissen von „unserer Frauen Handschuh“, „unserer Frauen Schühlein“ bis auf das „unserer Frauen Bettstroh“, worunter man das goldblühige Garthau verstand.

Ihr selbst aber ist bei ihrer jungfräulichen Keinheit vor

Allem die Blume der Unschuld, die duftige weiße Lilie geweiht. So schildert sie auch Goethe in den Wanderjahren Wilhelm Meister's, der in St. Joseph die Wandgemälde der uralten Capelle findet und davon erzählt: „Die Gemälde stellten die Geschichte des heiligen Joseph dar. Hier begegnete er Marien, und eine Lilie sproßte zwischen Beiden aus dem Boden, indem einige Engel sie lauschend umschwebten“. In der uralten Legende von Pilatus wird die Maria auch selbst mit der Lilie verglichen: „Ihre Keuschheit gleicht der Lilie an Weiße“, und an dieselbe denkt ein bekanntes Marienlied des zwölften Jahrhunderts, wenn es darin heißt:

Du ungebrachter Acker,  
Auf dir steht eine Blume.  
Die leuchtet also schön  
Und ist unter den andern  
Wie die Rose unter den Dornen.

Und wie die Lilie, so auch das seltenere, waldmeisterduftige, rispenährige „Heiligengras“, welches der deutsche Volksmund noch immer als „Mariengras“ bezeichnet. Es ist, nebenbei gesagt, die köstliche Gras ein Surrogat für den Waldmeister; es gibt einen ebenbürtigen Maitrank und ist daher aus der lauschigen Waldeinsamkeit, wo es auf lichten Stellen wächst, auch in manche Gärten verpflanzt.

So zieht sich die Erinnerung an Maria und ihr huldreiches Wesen noch immer durch Wald und Wiesen und Gärten hin. Ja, wenn einst sie selbst mit ihrem Wunderwesen nur noch als Lichtgestalt reifer Poesie verstanden, oder sogar auch die Sage von ihr verklungen sein sollte: der Name der heiligen Jungfrau wird, so lange unsere Sprache besteht, verwoben bleiben mit den Blumen, Gräsern und Kräutern, welche eine sinnige Vorzeit ihr gewidmet hat. Die Blumen selber aber werden niemals aufhören, den holden Zauber auf Augen und Gemüth auszuüben, um deswillen sie einst mit dem Urbilde edelster Jungfräulichkeit in Verbindung gesetzt wurden.

[2671]

P. A.

### Eine Hexengehichte.

Gabriel Max, der Maler jener gekreuzigten Römer-Sclavin, die vor einigen Jahren so viel Aufsehen erregte, ist der Zeichner umstehender Gruppe, welche wohl manchem Beschauer ein Räthsel aufgibt, das er nicht zu lösen vermag. Auf einer schweren, aufsteigenden Rauchwolke erblicken wir ein reizendes Mädchen, geschöpft in der Bewegung jähher Flucht. Die kleinen Füße, von denen sich im raschen Lauf die Schuhe streiften, scheinen besüßelt: offenbar ist es Todesangst, welche sie so unaufhaltsam vorwärts treibt. Die leichte Gestalt wickelt sich fest in einen improvisirten Mantel, große dunkle Augen irren hilflos umher, der kindliche Mund scheint sich zu einem Angschrei öffnen zu wollen, weithin flattert das üppige schwarze Haar. Rührender kann die Todesqual, die Bewegung des athemlosen Stiehens kaum dargestellt werden, als in jenem schönen jungen Wesen. Man kommt unwillkürlich in Versuchung, ihr zuzulüftern: „Sei ruhig; ich rette Dich!“

Welche wunderlichen Auslegungen wird diese Gestalt von den verschiedenen Beschauern erfahren! Der Maler würde lächeln, wenn er sie hören könnte. War es vielleicht das Motiv einer Beethoven-Sonate, das mit seinem wilden Jagen, mit seiner dämonischen Leidenschaftlichkeit in der Seele des schaffenden Künstlers jene Erscheinung hervorgerufen? Wie es auch sei, mir hat das seltsame Bild auf meine Frage an es eine andere Auskunft gegeben, mir hat es eine Geschichte erzählt — hier ist sie.

Man schrieb das Jahr 1590. Eine schwere, seltsame Rauchwolke hing über allen Länden, ein entsetzlicher Brandgeruch durchzog die Welt: es war um die Zeit der Hexenprocesse, der Feuer- und Wasserproben, jene Tage zogen herauf, wo keine Frau ungestraft schön und keine ungestraft häßlich, keine reich, keine arm, keine jung, keine alt, keine liebenswürdig, keine abstoßend, keine freidenkend und keine strenggläubig sein durfte. Der Henker konnte an jede Thür klopfen und drohen, die Verdächtigen zu foltern, daß „die Sonne sie durchscheinen solle“.

Im Monat August dieses Jahres eben hatte der Pfarrer Duren zu Alster an den Grafen Werner von Salm folgende Zeilen abgelesen:

„Daß ich vorlängst nicht geschrieben, war deshalb, daß mir nichts Sonderliches vorgekommen, außer, daß man zu Bonn stark zu brennen anfange. Jezo sieht eine Reiche, deren Mann Schöffe zu Bonn gewesen, Namens Kurzrock, dem die Herberge „zur Blume“ eigen ist. Ob er Ihre Gnaden bekannt sei, weiß ich nicht; dem sei ihm wohl, sie ist eine Hexe, und man vermeint täglich, daß sie justifizirt werden solle.“

Ja, es fing in der That an, gewaltig zu brennen in jener schönen Stadt am Rhein, und Angst und Schrecken beherrschte die Gemüther. Dazu kamen jene Nachrichten aus verschiedenen Orten der deutschen Lande, die man sich leise und zitternd zuzulüfterte, von großen Hexenbränden, besonders aus dem Braunschweigischen, aus der Reichsstadt Nordlingen und aus den Bisthümern Bamberg und Würzburg, wo die Brandpfähle vor den Thoren einen ordentlichen Wald bilden sollten, wie die Sage lautete. Es waren ja nicht mehr Frauen allein, die man verbrannte, ein großer Schwarm von Angeklagten folgte ihnen allezeit, Männer und Kinder, die in irgend welcher Weise mit ihnen in Zusammenhang gebracht werden konnten, sei es daß sie mit ihnen verwandt oder befreundet gewesen, vielleicht auch nur von jenen Unglücklichen eine Gabe angenommen oder ihnen eine gezeichnet hatten oder an ihnen freundlich grüßend vorübergegangen waren. Niemand durfte sicher sein, nicht vor ein Hexengericht geschleppt zu werden: Domherren, Canonici, Studenten und Edelknaben, Hoch und Niedrig, Reich wie Arm. Wie zu den Zeiten der Pest konnte keiner, der sich am Abend niederlegte, wissen, ob er die nächsten Tage noch unter den Seinigen verleben dürfe, verlohnt von jener furchtbaren Macht, gegen die es keinen Schutz und keine Hilfe auf Erden gab. Das Gepeist des Berraths schlich von Haus zu Haus; Herren fürchteten ihre Diener und wurden wiederum von ihnen gefürchtet, Männer ihre Frauen und umgekehrt, Eltern ihre Kinder, Schwestern ihre Brüder; alle Wände der Liebe und des Vertrauens lockerten sich oder zerrißen plötzlich; überall schene Blicke und niedergeschlagene Augen, öde Straßen und verschlossene Thüren: ein finsterner Geist ging über die Erde.

Es ist in unsern Tagen fast unmöglich, sich die Empfindungen anzumalen, welche die Hexenprocesse in den armen Frauenseelen hervorriefen. Wie ein schauerliches Märchen voll Thränen und

Blut erscheinen uns die Beschreibungen dieser furchtbaren Verfolgungen, dieses grausamsten Wahnes. Welche Naturereignisse damals auch eintreten mochten, die einfachsten wie die außerwöhnlichsten, die Herzen hatten sie herbeigeführt! Zu große Hitze, zu große Kälte, Nässe wie Trockenheit, Heuschreden, Kauppen, Viehpeuchen, Krankheiten wie einzelne Todesfälle — Alles verschuldete „Hexerei“.

In dem kleinen Rottweil am Neckar wurden die Hexen in Massen verbrannt, in Freiburg im Breisgau binnen 30 Jahren mehr als 34 der Zauberei Beschuldigte hingerichtet. Im Herzogthum Lothringen verbrannte man in 15 Jahren 900 Hexen, und in dem protestantischen Genf in kaum drei Jahren — 500.

So hatte sich jene bleierne, schreckliche Wolke auch nach Bonn gewälzt, und auf die grünen Wellen des Rheins fiel der Wiedererschein weithinloenderer Flammen.

Nur zwei Wesen sahen sie nicht, jene Wolke, empfanden nicht jene tödtliche Angst; die ganze Welt war verfunken für sie, der ganze Himmel blau und leuchtend; sie schwebten auf den Bogen einer leidenschaftlichen Liebe. — Es war dies das schönste Mädchen von Bonn, Margarethe, die 17jährige Pflegetochter des ältesten Domherrn, und Alessandro Viola, dessen wunderbares Musiktalent in der ganzen Stadt und sogar weit im Lande bekannt war. Er war ein Verwandter und Schüler des berühmten Capellmeisters des Herzogs von Este zu Ferrara, Alphonso della Viola, und, um die Heimath seiner verstorbenen, aus Deutschland stammenden Mutter zu besuchen, in jene Gegend gekommen. Vornehme Empfehlungen führten ihn in das Haus des Domherrn.

Da sah er sie denn, jene vielmorbene, bezaubernde Mädchenblume, die in diesem stillen Hause, gehütet von treuer Zärtlichkeit, aufwuchs. Sie war eine Waife aus vornehmerm Geschlecht und als Vermächtniß von ihrer sterbenden Mutter dem geistlichen Herrn überwiesen worden. Man wollte wissen, daß die Todte eine Jugendliebe des Domherrn gewesen und von ihren Eltern gezwungen worden sei, einem ungeliebten Manne einem Edelmann, die Hand zu reichen, der auf einer tollen Jagd ums Leben kam, als sein Töchterchen kaum das zehnte Jahr erreicht hatte. Der Kummer über die Vermählung der Geliebten habe den Domherrn erst bestimmt, in den geistlichen Stand zu treten. Als Margarethe vierzehn Jahre alt geworden, kam sie in sein Haus, wo sie an seiner Schwester eine milde mütterliche Pflegerin fand. Mit dem jungen schönen Wesen drang Sonnenlicht in die Halle des ersten Gelehrten und in das Gemach seiner Schwester. Das Eis des Schmerzes um die geliebte Mutter thaut bald hinweg in jener warmen Atmosphäre der Liebe und des Friedens, in die sich die Waife verjezt sah, und sie erwiderte mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihrer Natur die Zärtlichkeit, die man ihr entgegenbrachte. Sie herrschte bald im Hause des Domherrn als souveräne Gebieterin, aber ihr Scepter war ein mit Blumen umwundenes, und selbst die alte Schließerin Brigitte, die aus den Karten bei der Ankunft des Mädchens nur Unheil ersehen, schien Margarethen liebzugewinnen.

Es war ein großer Steinpalast, den der Domherr bewohnte, mit einem Wappen über der Thür und über den hohen spitzen Fenstern mit kleinen Scheiben; aber wie Vogelgezwirf erklammte jetzt die Stimme des Mädchens durch die langen Gänge, um schon der rasche Tritt der kleinen Füße auf den Treppenschritten erschien ihren Pflegern wie Musik. Hinter dem Hause lag ein düsterer Garten, von hohen Mauern umgeben, mit uralten Linden, Taguswänden, Grotten und Springbrunnen. Aber nur ein einziger Wassertrahl aus dem Munde eines pausbäckigen Tritonen stieg noch lustig plätschernd in die Höhe und wurde von einer Nixe in einer Schale aufgefangen, von deren Rändern er hinabfloß in ein großes Marmorbecken; alle anderen Brunnen waren längst vertrocknet und überwuchert von Epheu und Schlingkraut. Nicht weit von jenem einen aber lag ein Hügel mit einem halb zerfallenen Pavillon. Seit einer Reihe von Jahren war er verschlossen gewesen, und als man ihn auf Margarethen's Bitte wieder öffnete, schlug den Eintretenden Moderdunst entgegen. Aus dem Pavillon aber sah man den grünen Rhein und an stillen Abenden, wenn man einen Fensterflügel öffnete, konnte man die Wellen rauschen hören.

Zwei wunderbar geformte und geschnitzte Lehnstühle standen im Inneren; vor dem einen lag ein verblühtes Sammetkissen. Hatten darauf wohl einst reizende Füßchen in weißen Atlaschuhen geruht? Auch zierliche Tischchen sah man; an der Wand aber hing eine Laute mit zerrißnen Saiten.

Wie oft stand das junge Mädchen vor ihr und starrte sie an, mit den großen braunen Rehaugen; sie zu berühren hätte sie nimmer gewagt. Wie oft an hellen Sommerabenden, wenn sie der mütterlichen Pflegerin die Erlaubniß abgeschmeichelt, war ein einzig Mal dem Springbrunnen „gute Nacht“ sagen zu dürfen, lauschte Margarethe von ihrem Lieblingsplätzchen auf der Steinbank, der Nixe gegenüber, ob nicht Lautenklänge daherkommen vom Pavillon? Das Mondlicht spiegelte sich in den Fenstern des letzteren — glitt es an den Scheiben nicht wie Schatten vorüber? Dem Mädchen wurde es dann wohl bang zu Muth, daß sie auf und davon lief und nicht eher still stand, bis sie in dem erleuchteten, sicheren Gemach der Lieben war.

Nächst dem geheimnißvollen kleinen Hause auf dem Hügel übte Nichts einen mächtigeren Zauber auf das Pflöckchen des Domherrn aus, als die Musik. Der alte Herr war selber ein eifriger Musikliebhaber und spielte häufig in den Abendstunden auf seinem Clavier. Während dann seine Schwester diese Zeit benutzte, um sich ungestört einem leichten Schlummer zu überlassen, saß die Kleine neben dem Spieler und verwandte kein Auge von seinen Händen. Er unterrichtete sie dann auch, als er diese ihre Neigung sah, selber auf das sorgfältigste in der Musik, und bald genug überholte die Schülerin ihren Lehrmeister, so daß er halb lachend, halb traurig erklärte: „Mein Kind, Du kannst Nichts mehr bei mir lernen, wir müssen uns nach einem andern Lehrmeister umsehen! Der Kanzler soll mir suchen helfen!“

„O nein! nur er nicht“, rief da Margarethe schauernd aus, „ich möchte Nichts nehmen, was aus seiner Hand kommt. Und Ihr mögt mir noch so sehr zureden, eher laufe ich in den Rhein, ehe ich ihm ein freundlich Wort gönne, dem Schändlichen, der es zugegeben, daß man seine eigne Frau als Hexe verbrannte! Ich weiß Alles; Brigitta hat mir's wohl erzählt.“

„Brigitta ist eine Schwägerin, die sich noch um den Hals reden wird, in diesen bösen Zeiten! Still um Aller Heilgen willen!“ flüsterte der Domherr ängstlich und legte seine Hand auf den Mund seines Liebings. „Du darfst ihr Nichts nachreden, Gretchen — bedenke, wenn es dem Kanzler zu Ohren käme, was Du von ihm geglaubt! Er ist ein großer und mächtiger Mann hier im Orte!“

„Wär' es nicht um Euretwillen, hätte ich's ihm längst ins Gesicht gesagt,“ fuhr das Mädchen fort, mit sanfter Gewalt sich strekend, „ich fürchte mich nicht vor ihm!“  
 „Aber siehst Du denn nicht, thörichtes Kind,“ fiel das alte Weiblein fast zürnend ein, „daß er Dich lieb hat, und daß Du ihm machen kannst, was Du eben willst?“  
 „Er soll mich nicht lieb haben; es ist eine Schmach für mich, daß er mich lieb hat, und ich hasse und verachte ihn, und wenn

Er meint, ich solle ihn zum Manne nehmen, den Elenden, der sein armes Weib dem Flammentode überlieferte, weil sie alt und krank war. O, verbietet ihm, zu Euch zu kommen, theurer Ohm!“ rief sie plötzlich in Thränen ausbrechend, in qualvoller Angst und faltete die Hände, „er bringt uns Alle ins Verderben.“  
 Da zog die mütterliche Pflegerin das junge geängstigte Geschöpf überwältigt an ihre Brust und flüsterte ihr Trostworte ins Ohr und liebte sie in einem Athem, und der Dom-

rathen, er wußte längst das Gräßliche, dessen man heimlich einen der vornehmsten Männer der Stadt bezichtigte, wußte, daß eben dieser Mann die Augen auf sein reizendes Pflegekind geworfen habe und deshalb plötzlich im Hause des Domherrn fast täglich erschien, ohne daß dieser es wagen durfte, solchen Besuchen sich zu widerlegen.  
 Die siebzehnjährige Mädchenrose, so still sie auch blühte, zog doch alle Augen auf sich. Wie viele zärtliche und bewundernde



Eine Herengeschichte. Zeichnung von Gabriel Max.

auf dem Heimwege von der Kirche allezeit neben mir hergeht und die Gassen vor allen Leuten und dann mit in unser Haus tritt, so möchte ich mich zu Tode schämen und fortlaufen, so weit ich meine Füße tragen.“  
 „Du wirst Dich besinnen, Kleine,“ fiel der Domherr beizügend ein, „es scheint in der That eine väterliche Liebe, die zu Dir im Herzen trägt, Du bist aber noch zu jung, um der- gleichen recht zu schätzen!“  
 „Nein, nein, das ist's ja eben, er hat ganz andere Gedanken!

herr legte rathlos die Hand auf den dunklen Scheitel Margarethens und ging zuletzt leisen Schrittes an das Instrument. Wußte er doch, daß Nichts seine Kleine schneller beruhigte, als die Töne.  
 Am späten Abend dieses Tages wandelte er freilich noch Stunden lang auf und nieder in seiner Gelehrtenstube und dachte über die Worte des Mädchens nach, und eine unbestimmte, aber entsetzliche Furcht legte sich schwer wie ein eiskalter Stein auf seine Brust.  
 Ach, es war Alles so, wie das junge Mädchen es ihm ver-

Blicke trafen sie, von denen sie Nichts sah, denn Niemand konnte sittiger über die Straße gehen, als eben Margarethe. Nur bei den Spaziergängen vor den Thoren, zwischen dem Domherrn und seiner Schwester daherschreitend, hob sie zuweilen die Wimpern und schaute fröhlich auf die grünen Bäume und Wiesen und auf den mächtigen Strom und erwiderte lieblich die Grüße der Vorüberwandelnden. Jeder kannte, Jeder liebte sie in seiner Weise; man nannte sie nicht anders, als das schöne Gretchen.  
 Der andere Musik-Behrmeister war denn auch endlich ge-

Offenbach d. 30 May 1790.

Mein theurer würdiger Freund! Sie schreiben mir nichts wegen der uniform eines Jagdjunkers für meinen Franz, ich habe also Ursache zu vermuten, daß dieser artikel mehr anstand findet als die ernste anstellung in dem Forstdepartement, und dieser anstand kommt gewiß weder von dem Edelgejagten Landesfürsten, noch von der aufgefärbten Fürstin, die wohl überzeugt sind, daß wo die Söhne und Enkel von Bankiers ihren vom Kaiser erhaltenen Adel geltend machen, wohl auch der Sohn eines Hof Canklers von Chur Trier, dessen Adelsbrief und rechte durch den Ritter Hauptmann von Kerpen und Ritter Nätze anerkannt worden, sich neben sie stellen und dem edlen Fürsten als adeliger Jagdjunker dienen kann — Sagen Sie mir bei wem diese rechte bewiesen werden müssen, mein ältester Sohn (Fritz de la Roche) wohnte in Offenbach) will nach Darmstadt kommen und die Uniform bringen mit welcher er bei dem Regiment eintritt — wie mein Sohn Franz den Zutritt bei dem Churtrierischen Hof hatte — ich kann meinen Sohn nicht tadlen, wenn er die vom Kaiser erhaltene und von seinem Vater genossene Rechte auch genießen will, und der Hof vergiebt sich nichts, wenn Franz von Frank genannt de la Roche, die Ehre hat als adelicher Jagdjunker die uniform zu tragen und seinem Fürsten in dieser qualität zu dienen und Cour zu machen.

So geht es noch zwei Seiten fort — Franz, welcher in der Uniform eines adeligen Jagdjunkers Cour machen soll, ist Sophiens fixe Idee. In einem neuen Postscriptum erbetet sie sich: „wenn es meinem Franz zu was dient, so komme ich und erhalte wie mein ur ur Uhherr in einer Schlacht gegen die Türken dem getödteten Cornet die Standarte, welche man ihm nehmen wolte, entriß, die Stange brach und das Panier um den Leib knüpfte, und die Türken ihn mit dem Panier in Stücken hauten und deswegen der officier Gutermann nach seinem Tod in Ubel erhoben und seine Familie eine kaiserliche Standarte in das Wapen bekam: ach Freund! was ein Contrast — in Frankreich bringt Adel um Glück — u bey uns —“

Wir finden nicht angegeben, ob Sophie diese letzte Verheißung oder Drohung? — wahrgemacht hat, wir lesen nur am 11. Juni: „Tausend, Tausend Dank Theurer unschätzbarer Freund! für Ihren letzten Brief und für alles was Sie für Franz und mich gethan haben übermorgen geh ich auf ein paar Tage nach Dieburg zu Hrn. von Groschlag welchem Sie so gütig, so vieles zuschreiben aber ich werde die Lebendige quelle die mich erquickte, nie gegen die Wasser Leitung vertauschen.“

Wenn der Freiherr von Groschlag wirklich ein so alter, lang bewährter Freund Sophiens war, wie man von ihm behauptet, so müssen wir bekennen, daß er hier etwas schöne abgefertigt wird; vielleicht hatte er sich wegen der Uniform nicht so außer Athem gesetzt, wie Peterjen. Dieser bekommt jetzt wirklich einige Ruhe, wenigstens was Franz oder vielmehr seine Uniform betrifft. Ueber ihn selbst kann sie nun einmal nicht ohne immerwährende kleine Beunruhigungen sein; auch erwähnt sie, daß sie ihm jetzt schon zum zweiten Male ihren nieerfüllten Lieblingswunsch, die Reise nach Italien, zum Opfer gebracht habe. Doch beschäftigt er sie nicht ausschließlich, er reist, und die große Angelegenheit ruht. Aber kaum ist er am 25. December zurückgekommen, so ist auch die unglückliche Uniformfrage wieder da, bringt die arme Sophie, welche gerade eins ihrer vielen Nervenleiden hat, von neuem in die größte Aufregung und treibt sie zu ihrem Nothhelfer Peterjen!

Offenbach d. 27 Xbr 1790

mein theurer würdiger Freund! ich laß Ihnen schätzbaren Brief in meinem Bett, in welches mich ein neuer, obwohl schwacher anfall von neuen Fieber seit 5 Tagen gebannt hatte: heut bin ich aufgestanden theils weil ich besser bin, und auch weil ich Ihnen schreiben will und muß — wegen einem Anliegen meines ich darf es sagen sehr rechtschafenen Franz.

Er ist seit 2 Tagen hier — etwas müde weil er von Berlin bis hierher ritt — Er ist — mein theurer Freund! wünschen Sie mir glück — Er ist was ich wünschte — in character, Kenntnissen und Ton des Lebens — Er verdient den Segen seines Vatters und den meinigen ganz — Er verdient die Gnade, und das wohlwollen des Edlen Fürsten welchem Er seine Dienste wehrt — er wird ein treuer guter Diener seyn. Hätte Er meine Philosophie, so würden seine wünsche nach dem Forst oder jagd junker Titel nicht so Eifrig gewesen seyn, aber da ich gewiß hoffen kann dieses soll von nun an sein größter Fehler gewesen seyn, so muß ich Sie bitten, mir und dem guten jungen Mann eine aufklärung zu geben — warum Herr von Busch bei dem ersten Brief ihn auf der adresse und dem inhalt Jagdjunker nannte — bey dem Zweyten aber nur Forst assessor — So wie die antwort des gnädigsten Landgrafen — und Ihre Benennung seines Namens in Ihrem letzten Briefe auch so ist, — da doch in der ersten theilnehmenden Freude Ihres freundschaftlichen Herzens Sie gentilhomme de Chasse auf die adresse an Franz geschrieben — als Sie mir auch meldeten, der Herr Landgraf habe diesen Wunsch gewährt.

Nun hat Franz sich gefreut, gerne seinen Lieutenants Rod und Gerechtfame an jedem Hof Zu erscheinen gegen die jagd junker uniform von Darmstadt getauscht, und ist in Berlin bey Hof — in Dessau bey dem Fürsten auf einer parforce jagdt — und überall mit diesem so sehr erbetteten character erschienen — Er war auch unter diesem, ihm so lieben Rahmen bey Fürst Jsenburg und Prinz Reuß — Sagen Sie mir um des Himmelz willen haben Reiber was daran geändert? soll Er diese zugesagte Gnade wieder verlohren haben — da ihm doch keine Eigenschaft dazu fehlt — Lieber Freund! legen Sie meine angh und meine Bitte Zu den Füßen der Frau Landgräffin, ich bin nicht wohl genug selbst zu schreiben — aber ich bitte aus dem innigsten meines Mütterlichen Herzens, um die erhaltung dieser Gnade, die mein Sohn, bei seiner gewiß untadelhaften ambition als Sporn gebrauchen wird um auf der Bahn eines Forst assessors um so nützlicher und Eifriger zu dienen.

Sie werden meiner schrift ansehen, daß ich wegen fieber und Bewegung Zittere — ich kann desswegen auch nicht von meinem lieben Stiff schreiben welches ich noch immer nach Wickenbach wünsche — die Damen sind jeto mit ihrem Director überspannt, der sie Zu allem führte was hindern konnte, daß sie aus dem Caspischen kämen — sonst wären auch ihre Saiten in etwas gelinder gespannt gewesen — aber davon ein anderMal.

Witten Sie die liebenswürdige Frau Landgräffin Schutzengel der Bitte meines Franz Zu sein — adieu thun Sie als Freund u anwald des guten Edlen jungen Mannes was Sie können — Sie machen dadurch mich eben so glücklich als den guten Franz.

funden in der Person Alessandro Viola's. Als Margarethe ihn in der Kirche zum ersten Mal Orgel spielen gehört hatte, wandelte sie Tage lang wie eine Träumende umher. Später, als der junge Mann an dem Clavier des Domherrn saß und ihm Weisen, wie sie das Mädchen noch nie gehört, entlockte, da versteckte sie sich in den tiefsten Winkel, um die Thränen zu verbergen, die wider Willen aus ihren Augen brachen und über die blühenden Wangen stürzten. Wie durch einen Schleier sah sie dann das feine Gesicht von leicht gebräunter Farbe, die schön geschwungenen schwarzen Augenbrauen über den gesenkten Augen und die schlanken edlen Hände. Hatte er aufgehört zu spielen, so erschien er ihr plötzlich wie ein ganz Anderer, sie fürchtete sich dann nicht mehr vor ihm, sie wurde wieder heiter und zutraulich, setzte sich mit der Spinde an die Seite ihrer Pfliegerin und hörte zu, wie die beiden Männer über allerlei gelehrte Schriften redeten und die weltlichen und kirchlichen Kämpfe der ereignisreichen Zeit. Zuweilen richtete der junge Gast des Domherrn lächelnd auch ein Wort an sie, und sie stand ihm, zwar erröthend, aber doch in ihrer reizend kindlichen Weise Rede und Antwort. Ober er schilderte das Leben an dem Hofel des Herzogs von Ferrara und redete von der Macht der Musik, die dort gepflegt und geliebt werde wie eine seltene Blume.

Es währte lange, ehe Margarethe die Schem überwand, die Schülerin eines solchen Meisters zu werden; und wie fühlte sie sich dann doch so wunderbar gehoben, als sie dies Zagen besiegt hatte! Er aber staunte über ihr wunderbares Talent und war entzückt von ihrem regen Eifer und ihren raschen Fortschritten, und mit ihm der Domherr. Von nun an sang und klang es fast allabendlich in dem steinernen Hause. Der Kanzler fand sich zu allgemeinem Schreden auch wohl hin und wieder mit der Bitte ein, Margarethen spielen zu hören; sie war aber niemals dazu zu bewegen, auch nur mit einem Finger die Tasten zu berühren.

So ging die Zeit hin, der Herbst zog vorüber, und der Winter wie der Frühling kamen und schwanden, und die Rosen standen in heller Blüthe. Man sah jetzt Alessandro wohl täglich im Hause des Domherrn, aber nicht allein am Clavier, sondern auch auf den verschlungenen Wegen des Gartens, neben den Frauen auf- und niederwandelnd, endlich auch allein mit Margarethen. Ach, unbemerkt über Nacht, unter all der Blumenpracht war auch die Liebe in ihren Herzen erblüht. Wie es gekommen, sie wußten es nicht; es war ihnen, als hätte sie keinen Anfang gehabt, wie sie auch kein Ende haben konnte.

„Das Ende würde Verzweiflung sein —  
Kein, kein Ende — kein Ende!“

Längst hatten Beide ihr Geheimniß den treuen Pflegern gestanden und mit ihnen vereint über eine mögliche Zukunft voll Seligkeit berathen. Alessandro wollte zurückkehren nach Italien, die Geliebte sollte ihm mit ihren treuen Pflegern folgen in das Land des ewig blauen Himmels, fort, weit fort von hier, dahin, wo noch keine Rauchwolke eines Scheiterhaufens die Luft verpestete. O welche Pläne, welche Hoffnungen, welche Träume, welche heimlichen, beglückenden Vorbereitungen! Denn man mußte vorsichtig sein, sehr vorsichtig sein und durfte nur langsam die Entscheidung herbeiführen, der Domherr mahnte jeden Tag von neuem zur Bewahrung des gemeinsamen Geheimnisses.

Die Liebenden glaubten mit jener seltsamen Blindheit aller von Leidenschaft Befangenen, daß Niemand eine Ahnung haben könne von ihren Gefühlen für einander und von ihrer stillen Seligkeit. Den Talisman einer Locke des Geliebten trug Margarethe mit dem Bilde der todtten Mutter auf dem Herzen, und keine Augen, als die Augen der Engel sahen, wie heiß sie die goldene Kapsel küßte.

Alessandro's Phantasien auf der Orgel aber klangen immer zauberhafter, und wenn er spielte, war kein Platz in der Kirche leer. Und sie, an die er dachte, kniete in dem dunkelsten Winkel, das Antlitz in den Händen verbergend, mit hochklopfendem Herzen und verstand diese Sprache seiner Seele, und ihr junges Herz zitterte vor Glück.

Des Abends aber erwartete sie ihn an dem Gartenspfortchen, und ihr Athem stockte, wenn sie den Schlüssel klirren hörte, und sein Schatten auf die Schwelle fiel. Sprachlos hing sie dann in seinen Armen, zog ihn endlich hastig fort zu den Rosen des Springbrunnens, wo die weiße Nixe aus den Blüthen tauchte, oder zum Pavillon, wo sie in dem alten Sessel saß, und er zu ihren Füßen niederkniete. Leise schwebten süße, liebevolle, zukunftsreiche Worte von Lippe zu Lippe, und über ihnen Beiden hing doch die schwere Brandwolke, und rings umher lauerte Ver-rath und Tod. Sie sahen Nichts — sie hörten Nichts — sie wußten Nichts.

Aber eines Abends — sie wandelten miteinander festumschlungen dem Hause wieder zu — schrie plötzlich das Mädchen auf und barg ihr Gesicht an der Brust ihres Begleiters.

„Um aller Heiligen — was ist dir?“

„O Nichts, Nichts; es war ein Schreckbild, ein Traum!“

Aber er fühlte die zarte Gestalt in seinen Armen zittern.

„Was sagst Du? Sprich! Du ängstigt mich!“ bat er,

zärtlich zu ihr herabgebogen, mit den Lippen ihr Haar streifend.

„Ich sah ein teuflisches Antlitz; es war, als ob er dort aus dem Gebüsch schaute!“ flüsterte sie ganz leise, schen wieder aufblickend.

Er ließ sie los und stürzte nach dem Gebüsch, das an den Garten des Nachbarhauses grenzte. Nichts war zu sehen, sie hatte geträumt, seine furchtsame Kleine! Sie selber lachte drinnen im hellen Zimmer bei den Lieben über ihre Angst. Der Abschied von Alessandro wollte heute kein Ende nehmen. Immer und immer wieder unklammerte sie seinen Nacken, mit fast erschreckender Leidenschaftlichkeit, und als endlich die Thür sich wirklich hinter seiner hohen Gestalt schloß, schrie sie laut auf.

In derselben Nacht nahm man den jungen Maestro gefangen, und im ersten Morgengrauen stand die alte Brigitte vor den Schranken des Gerichts, um wider den Bräutigam ihrer Herrin zu zeugen.

Margarethe lag im Schlafe zwar, doch war es kein ahnungsloser, erquicklicher Schlaf. Sie sah im Traum sich und den Geliebten durch einen wildrauschenden Strom getrennt, sehnend, aber vergeblich einander die Arme entgegenstreckend. Sie sah sich im Garten, und eckelhaftes Gekwirm und Schlangen ringelten sich auf den Wegen, krochen aus den Büschen — todesserschrocken fand sie sich an der Brust Alessandro's, aber plötzlich war's nicht er, sondern der Kanzler — sie fühlte die Gluth seiner Blicke, seiner Lippe.

— Wie sie mir im Nachtwande war, riß sie ein Laken an sich und hülfte sich ein und floh — der Sturmwind erfaßte sie, trug sie hoch in die Wolken, und sie eilte mit den Wolken. Aber durch das Heulen des Windes hörte sie ihren Namen rufen. Und sie sah Brigitte hinter sich, die alte häßliche Brigitte, ihre Karten in der Hand, die Zipfel ihres bunten Tuches als Flügel bewegend.

Sie schrie Margarethen nach, aber mit einer entsetzlichen Angst floh diese vor ihr her, und die Wolken alle nahmen Gestalt an, die Gestalt höhnischer Kobolde und Dämonen. Alles wirbelte und kreiste um ihr und haßte nach ihr. Keine Flucht, keine Rettung gab's, als einen Sprung ins Ungeheure, einen Sprung aus den Wolken hinab in den gährenden Abgrund, in dessen Tiefen der Ocean rauscht. — Sie sprang hinab. —

Mit einem Schrei erwachte sie. Ein trüber Tag schaute ins Gemach, am Lager Margarethens aber saß eine Nachbarin, mit einer Nachricht für die Erwachende, schrecklicher, als jener Traum. Daß der Italiener verhaftet und von Brigitte der Zauberei bezichtigt sei, daß der Ohm und die Mähme auf das Rathhaus wären, um von dem Kanzler —

Vom Kanzler!? Da gab es keine Gnade, keine Barmherzigkeit für Alessandro! Da konnte nur Eins ihn retten. Hastig kleidete sie sich an und floh aus dem Hause über den Markt, in das große finstere Gebäude, wo Gericht gehalten werden sollte über einen Unschuldigen, wo schon so zahllose Todesurtheile von unbarmherzigen Lippen gefallen waren! In den Saal eilte sie — nur eine Gestalt erkannten die suchenden Augen — die geliebteste der Erde — bleich, doch hoch aufgerichtet und ruhig stand er vor seinen grausamen Richtern. — Ein Strahl flog von Auge zu Auge, dann hob Margarethe die Hand empor und rief: „Er ist unschuldig, ich allein verdiene Strafe, ich habe ihn verzaubert, durch einen Liebestrank — sein Haar trage ich auf meiner Brust — ich — ich bin eine Hexe!“ Und bewußtlos stürzte sie zu Boden. —

Und das Ende?

Nun, das meldet in einfach-entsetzlicher Weise wörtlich ein Brief wie folgt:

„Ihre fürstliche Gnaden hatten 70 junge Leute eingelegt, von welchen Einer ein ausgezeichnete Tonkünstler. Zwei Andere hat man aufgefunden, sind aber ausgerissen. Am Abend unserer lieben Frauen, am 7. September, ist ein Fräulein allhier, so den Namen gehabt, daß sie die Schönste und Züchtigste gewesen in der ganzen Stadt, von 17 Jahren, hingerichtet, welche von dem Domherrn selbst aufgezogen. — Einen Domherrn mit Namen Rotenhahn habe ich sehen enthaupen und vollends verbrennen. Studenten und Edelknaben von neun, zehn, elf, zwölf, dreizehn, vierzehn Jahren sind hier verbrannt. — Summa, es ist ein solcher Jammer, daß man nicht weiß, mit was Leuten man conversiren und umgehen soll.“

Andreas Heffelt, Vogt zu Hülfsrode am 22. Dec. 1590.“

In dem Volke erzählte man sich, der Kanzler habe dem schönen Gretchen Befreiung anbieten lassen, wenn sie sein Weib werden wolle — sie aber habe nach dem Scheiterhaufen gerufen wie nach einem Geliebten. Am 8. September war von den Bewohnern des steinernen Palastes am Markte Keiner mehr am Leben.

[2870]

### Alt La Roche.

Von Ida von Nüringsfeld.

(Fortsetzung.)

Offenbach den 20 April 1790.

Gestern mein theurer edler Freund! erhielt ich Abends Ihren lieben Brief — Segnete Sie und dankte Ihnen für alles was Sie in diesem entscheidenden moment des letzten besten glücks meines Lebens mir sind — Hier die Briefe, welche ich Ihrer güte und Ihrem Segen vertraue — Gott erfülle Ihre Wünsche und meine Bitten — doch erlauben Sie mir hinzuzusetzen, daß wenn Seine Durchlaucht meinen Franz damit begnadigen, daß Er auf die Adelige Bank bey dem Forstamt komme — Er kan mit Zeugnissen von der Ritterschaft beweisen, das er es verdient und die Vorektern meines Namens schon unter den Ferdinanden in Adelsstand erhoben waren — Frank von Richtenstein sich schreiben und nur mein Mann den vom Großhofmeister Stadion ihm beygelegten Rahmen La Roche aus Liebe trug und behielt — Es ist an sich hebensache, aber meinem Franz doch sehr wichtig.

Sie sind meiner Seele willkommen und der Sonntag würde mir lieb sein, wenn auch Hofnung Wünsche und Furcht für Franz nicht vorausgegangen wären So würden Sie als Freund und als Mann dessen Character ich schon so lang verehere willkommen gewesen seyn — Der Himmel leite alles Zum Besten ich kann sonst nichts mehr sagen — aber die Asche des Vatters wurde durch die Hand belohnt, die den guten Sohn glücklich machte.

S. D. der Landgraf entschuldigt wohl das ich keinen Cankley Stil habe — und Sie helfen entschuldigen. Christiane werden Sie treffen bey Ihrer

Freundin La Roche.

Die Asche des Vaters mußte belohnt worden sein: Am 11. Mai meldet Sophie, daß eine kleine Anwandlung ihres letzten Nervenfiebers sie hindere, früher, als Donnerstag Abends ihre „Dankgelübde“ nach Darmstadt zu bringen. Den 27. Mai ist sie dagewesen und segnet zwei Seiten lang abwechselnd Peterjen, die Landgräfin und den Landgrafen, auf der dritten indessen ist sie wieder voll Unruhe. Den Platz hat Franz, aber wie soll er auf dem Platz gekleidet sein? Das ist die Frage, und Franzens Mutter mißbraucht das Frauenrecht zum Postscriptum und schreibt: „verzeihen Sie die erinnerung wegen erlaubnis die jagd uniform zu tragen — Es wird keine Folgen zu Pretensionen haben — die ich mir wohl denken kann — aber mein guter Franz hofft nun in der officier uniform immer das recht und die Ehre Cour zu machen — ist Sohn eines Churtrierischen Cankler, der Vatter schon lang vom Keyser geabelt unter diesen Umständen kann ich meinen Sohn nicht Zanken u nicht tadlen — und mein Betrag in D — (Sophie hatte die Idee sich dort niederzulassen) soll einmal dieß von einer alten retirirten Frau seyn — die nichts als ruhe will, ich werde meinem Franz seinen Gang nicht erschweren — auf allen Fall könnte er im Forstwesen dienen u eine officier uniform tragen — à la Suite ou gentilhomme du departement de la Chasse — car j'ose assurer quil ne seras jamais à Chasser.“

Wenn Sophie in Darmstadt nur Ruhe wollte, so ließ sie dagegen dem armen Peterjen keine, denn schon nach vierzehn Tagen kommt sie mit einer neuen, noch dringlicheren Petition an. Ihre Angst ist komisch, weil sie kaum größer sein könnte, wenn es sich um das ganze Heil des Sohnes handelte, anstatt bloß um eine Jagdjunkeruniform, und doch auch wieder hat die naive Confusion, in welcher der Brief geschrieben ist, etwas Räuberndes: man sieht, wie ganz die Mutter sich mit dem Sohne in seinem Uniformsbedarf identifizirt hat.

Sagen Sie — haben Sie bey Hof die schöne edition von ...

alten Hand von Sophie de La Roche. Nach all' der Noth athmen wir förmlich auf, wenn wir ...

Der Bräutigam aus Zufall.

Erstes Kapitel.

Unter den Damen, welche am Hofe Ludwigs XV. einen ...

Luiſe von Nardillac war ebenſo geiſtreich als ſchön. Sie ...

Zwei volle Jahre dauerte dieſes bereits — da kam doch end- ...

„Lydie,“ ſagte ſie zu ihrer Zofe und Vertrauten, nachdem ...

Der erſte Ton dieſer Worte überrachte die Kammerjungfer ...

Nach einigem Stillſchweigen begann Frau von Nardillac mit ...

„Iſt das möglich?“ rief Lydie, als ob ſie da eine unglaub- ...

„Ach! mein liebes Kind, leider doch! In jenem Käſtchen ...

Und Frau von Nardillac zeigte mit dem Finger auf ihre ...

„Hier?“ wiederholte Lydie, indem ſie that, als begriffe ſie ...

„Mein Gott, ja doch — ſieh nur!“

Lydie erhob ſich und betrachtete ganz nahe das Antlitz der ...

„Aber ich ſehe wirklich Nichts,“ ſagte ſie. „Dann biſt Du blind, Lydie, ganz blind!“

„Ohne Zweifel bin ich noch jung,“ verſetzte Frau von Nar- ...

Frau von Nardillac ſah mit leiſerer Stimme fort: „Lydie, ...

„D, Frau Gräfin,“ rief Lydie, indem ſie ihre Hand ergriff ...

Frau von Nardillac lächelte. „Es ſcheint, daß Mademoiſelle ...

Lydie ſchlug die Augen nieder, aber die Gräfin achtete ſchon ...

Frau von Nardillac war wirklich um die Antwort verlegen. ...

„Ich verſtehe wohl, daß die gnädige Gräfin vorſichtig ſein müſ- ...

„Niemand ſoll ſich dem Zufall überlaſſen, obwohl er manch- ...

„Den Herrn Chevalier von Etioles.“

Frau von Nardillac ſchien ſichtlich erleichtert und antwortete ...

„Ah! Du weiſt ſo genau ſein Alter?“

„Ja, ich habe ihn neulich darum befragt.“

„So unterhält ſich Herr von Etioles mit Dir?“

„Mitunter, er iſt ein ſo leiſerlicher junger Herr!“

„Und Du protegiſt ihn?“

„Ich will ihm wohl, und wenn er ſo glücklich ſein ſollte, ...

„Wähige in Etwas Deine Gefühle für ihn! Ich wünſche ...

Lydie war erſchreckt.

„Wenn die gnädige Frau wüßten, wie ich ſelbſt hierbei ſo ...

„Nun genug von Deinem Chevalier! Du langweiſt mich ...

„Nun wohl, ſo ſchwer es mir fällt, ich will ihnen ſchreiben ...

„Dem reichen General-Pächter? Er iſt ja ſechzig Jahre alt.“

„Ich nehme dieſelbe nicht in Anſpruch, Mademoiſelle,“ rief ...

„Da alſo weder Chevalier von Etioles, noch Herr Simon ...

Frau von Nardillac erröthete jetzt bis an die Stirn.

„Kennſt Du auch vielleicht das Alter des Herrn Marquis?“

„Ja, Frau Gräfin, er wird um Pünſtgen acht und dreißig ...

„Wirklich? — Das überracht mich — ich hielt ihn nicht ...

„Da hätte ihm wohl die Frau Gräfin das Alter eines Ge- ...

„Du biſt thöricht, Lydie,“ erwiderte ſtreng die junge Frau.

„Zum Glück verhinderte mich meine Thorheit nicht, den ...

„Findeſt Du das?“ warf Frau von Nardillac wie nach- ...

„Man hält ihn auch für ſehr geiſtreich,“ fügte Lydie hinzu.

„Ja — ja —“ antwortete die Gräfin mit zunehmender ...

„Und freigebig.“

„Hat er Dir das bewieſen?“

„Ein einziges Mal.“

„Iſt es lange her?“

„Es war am Morgen nach dem Tage, an dem er zuerſt der ...

„Und Du erinnerſt Dich noch ſeiner Freigebigkeit?“

„Ja, gnädigſte Gräfin.“

„Das iſt ja merkwürdig.“

Lydie fuhr fort: „Herr von Salbran kam an einem Don- ...

„Ja wohl, an einem Donnerſtag, ich habe es nicht ver- ...

„Frau Gräfin haben ein gutes Gedächtniß,“ ſagte Lydie mit ...

„Leicht möglich, ich weiß es nicht mehr.“

Lydie betrachtete jetzt ihre Herrin mit ernſthaftem Geſicht.

„Nun?“ fragte Frau von Nardillac. „Du ſiehſt doch nicht ...

„Daran dachte ich nicht.“

„Woran denkſt Du denn? Es ſcheint eine Sache von Wich- ...

„Erlauben mir die Frau Gräfin ganz offen zu ſprechen?“

„Ich glaube, das thut Du bereits ſeit einer Stunde.“

„Nun denn! Ich weiß jetzt, daß Herr von Salbran Hoff- ...

„Ja, Du haſt Recht, Lydie, ſage ihnen in meinem Na- ...

„Aber ein Wort von Ihnen würde das Alles weit beſſer ...

„Nun wohl, ſo ſchwer es mir fällt, ich will ihnen ſchreiben ...

Guten Morgen.

Munter.

Gedicht von H. Löwenſtein, comp. von Heinrich Hofmann.

Gefang.



1. Nun rei - bet euch die Neuglein wach! Die Schwalben zwit - ſchern ſchon am Dach, die Ler - che ſingt ſchon in der Luſt, ſie ſingt ſchon in der Luſt, die Ler - che ſingt ſchon in der Luſt, die die Tauben ſtat - tern aus dem Schlag, ſie ſtat - tern aus dem Schlag, und Und ſei - nen Mor - gen - gruß ent - beut vom Ihr wollt doch nicht die Leh - ten ſein, drum

Pianoſorte.



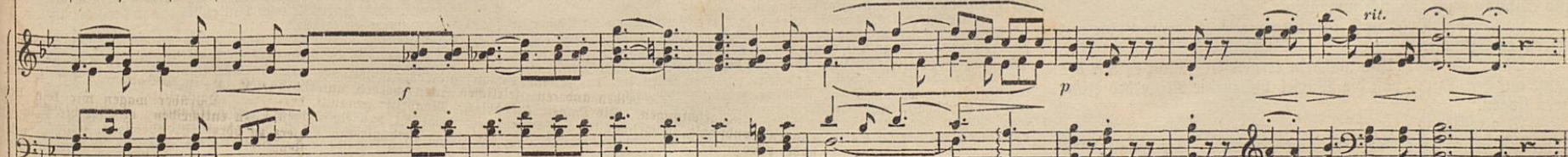
Mor

leicht

rit.

1. Blu - me prangt in Thau und Duſt. 2. ſon - nen ſich im roſ - gen Tag. 3. Thur - me weit - hin das Ge - läut. 4. ſie - het auf und ſtimmt mit ein:

1-4. Gu - ten Mor - gen, gu - ten Mor - gen, gu - ten Mor - gen, gu - ten Mor - gen. Gu - ten Mor - gen! Gu - ten Mor - gen!



Peil.

in der That besser, daß ein Jeder weiß, was er zu hoffen und was er nicht zu hoffen hat."

"Vielleicht würden Frau Gräfin auch gut thun," bemerkte Lydie, welche sah, wo Frau von Kardillac hinaus wollte, „gleichzeitig dem Herrn Marquis Salbran das Glück, das ihn erwartet, mitzutheilen?"

"Da gibst Du mir einen guten Rath, Lydie! Ja, ich will mich ihm entdecken! Schon beinahe sechs Monate wirt er um mich!"

"Lydie," fuhr sie mit kurzem, bestimmtem Ton fort, „gib her, was zum Schreiben nöthig. Beeile Dich, Frau von Sombrenil hat versprochen, mich abzuholen. In einer halben Stunde wird ihr Wagen vor der Thüre sein."

"Wirklich werden Frau Gräfin schreiben?" seufzte Lydie, indem sie so langsam als möglich den Befehlen ihrer Herrin Folge leistete.

"Ja, ja — ich will schreiben," sagte Frau von Kardillac ungeduldig. „Und sie schrieb die drei Billets. Ein jedes wurde etwa zehn Zeilen lang. Und zwar erhielt der Chevalier seinen Abschied mit denselben Worten wie der General-Pächter. Frau von Kardillac hatte nicht Geist genug, zwei Mal die passenden Worte zu finden. Was aber den Brief an den Marquis betrifft, so lautete er:

„Mein Herz wünscht endlich, sich jedes Zwanges zu entledigen. Ich glaube an die Aufrichtigkeit Ihrer Liebe und will dieselbe erwidern. Doch bin ich über mich selbst erstaunt, daß ich zu dieser Stunde so denke und daß ich Ihnen dies Alles so freimüthig schreiben kann. Ich hoffe Sie heute Abend zu sehen. Luise von Kardillac.“

Nachdem sie geschrieben, las Frau von Kardillac die Briefe ihrer Vertrauten vor, welche alsbald die Verabschiedung des lieben Chevaliers für ganz unmenslich grausam erklärte. Aber Frau von Kardillac hörte schon nicht mehr darauf.

Sie faltete die drei Briefe zusammen und wollte eben die Adressen schreiben, aber in diesem Augenblicke wurde die Thür hastig geöffnet, und ein Lakai kündigte den Wagen der Marquise von Sombrenil an.

Die Gräfin beeilte sich, die alte Dame nicht warten zu lassen, und hieß Lydien, die drei Billets zu adressiren und dann sogleich abzusenden.

Zweites Kapitel.

Lydie hegte eine wirkliche Zuneigung für ihre Gebieterin und wünschte ihr von Herzen Glück in der Ehe. Herr von Salbran, obgleich bei Hofe sehr angesehen und aus dem besten Hause, war ihr demungeachtet nicht der Mann, dem sie den Vorzug hätte einräumen mögen, ihre junge Herrin als Gatte heimzuführen. Er schien ihr egoistisch, stolz, eingebildet.

Lydie war eine ausnehmend kluge Person, ihr Urtheil fast immer zutreffend, und sie bewilligte ihre Achtung nur sehr ausnahmsweise. Man sagte nun ferner, daß der Marquis eben so unglücklich im Spiel sei als glücklich in der Liebe. Außerdem galt Herr von Salbran für leicht erregbar und heftig. Jedoch immerhin war der Marquis ein Edelmann, der wohl Gedulds und eine ernste Neigung einschlößen konnte. Er hatte auch seine Vorzüge und guten Eigenschaften.

Noch stand Lydie an derselben Stelle, und noch lagen vor ihr die drei Briefe unadressirt und ungesiegelt.

Endlich nahm sie einen nach dem anderen, drehte sie mit ihren kleinen Fingern herum und, sich bequem in einen Fauteuil setzend, öffnete sie die Billets und las sie aufmerksam durch. Bei dem Brief des Chevaliers trocknete sie eine Thräne, die ihr über die Wangen lief; bei dem an den General-Pächter konnte sie nicht umhin, recht schadenfroh zu lachen, bei dem Billet an den Marquis aber zuckte sie mit den Achseln, indem sie ungeduldig ausrief:

„Welche Unbesonnenheit, Derartiges an den Marquis von Salbran zu schreiben, den eingebildeten, anmaßenden Geden! Herr von Etioles ist doch jedenfalls eleganter und von besserem Aussehen. Ich möchte darauf wetten, daß sie selbst kaum weiß, weshalb sie den Marquis gewählt hat, noch weniger, woher es kommt, daß sie ihren Kopf darauf setzt, den Chevalier zurückzuweisen, einen so liebenswürdigen jungen Mann, der sie so innig liebt, während Herr von Salbran sie nur ihres Geldes wegen heirathen will. O, ich verabscheue ihn, und wenn ich könnte —“

Lydie schwieg hier und schlug sich an die Stirn: „Ich habe einen guten Gedanken," rief sie freudig. „Diese drei Briefe soll ich adressiren und absenden. Wie, wenn ich hier den Zufall walten ließe? Ihm vertraue ich. Er hat mich immer gut geführt. Ihm verdanke ich es auch, daß ich im Dienste der guten Frau Gräfin bin. Ja, der Zufall soll auch hier entscheiden; in seine Hände lege ich das Schicksal meiner geliebten Herrin: wenn er will, daß sie den Marquis von Salbran heirathen soll — nun dann wird sie derselbe auch glücklich machen!"

Lydie ließ die drei Briefe, nachdem sie dieselben wieder zusammengefaltet, mehrere Male durch einander fallen, dann schrieb sie die Adressen, wie es gerade kam, siegelte und rief Laqueur. „Hier sind drei Briefe," sagte sie ihm, „Du mußt sie auf der Stelle wegstreten; sie sollten schon vor einer Stunde fort sein. Der eine ist an den Marquis von Salbran, der andere an Herrn Simon Duclésieux und der dritte an Herrn Chevalier d'Etioles."

Wohl zu Muthe war es Lydien gerade nicht, während sie, auf Laqueur's Rückkehr wartend, sich allein befand und zum Nachdenken über das kam, was sie festlich unternommen. Wird der Zufall auch hier sein Bestes thun? Wie, wenn die Kugel anders rollt, wenn etwa gar Herr Duclésieux zum Rendezvous bestellt wird? Welche Botschaft bringt der gute, böse Laqueur, dessen Schritt endlich im Vorzimmer sich vernehmen läßt?

„Die Briefe sind besorgt. Ich habe sämmtliche drei Herren zu Hause angetroffen."

Lydie war in höchster Aufregung, doch zener bemerkte es nicht und fuhr gemüthlich plaudernd fort: „Der Herr Marquis von Salbran war beim Würfelspiel mit seinem Consin, dem Vicomte von Noisy, und das Glück schien ihm nicht günstig zu sein. Er suchte zwischen den Zähnen und empfing mich ziemlich ungnädig."

„Das er den Brief in Deiner Gegenwart?" fragte Lydie mit zitternder Stimme.

„Ob er ihn las! Und nachdem er gelesen, schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß die Würfel bis in die Mitte des Zimmers flogen."

„Also wüthend war er?"

„Ich habe nie etwas Aehnliches gesehen! Er suchte und

schrie, lief wie unsinnig auf und ab und fing sogar an, die Möbel zu zertrümmern."

„Aber was sagte er denn?"

„Weiß ich's? Worte ohne Zusammenhang; „Ich werde mich rächen . . . Ich werde ihr zeigen, wer ich bin . . . was ein Salbran gilt . . . Die Marquise soll mir helfen! . . . O, wenn sie den Ecclat liebt, so soll die Frau Gräfin zufrieden gestellt werden!“ Zuletzt packte er mich am Kragen und warf mich zur Thür hinaus."

„Armer Laqueur! Das war ein schlechter Lohn." Und Lydie mußte lachen über den Zorn des Marquis. Er also war nicht der Geladene.

„Gewiß," fuhr der Diener fort, „dieser erste Gang war nicht ermutigend, indessen nun lief ich so schnell als möglich zu Herrn von Etioles. Er spielte Clavier, wunderschön! O, und das ist ein feiner Herr, dieser liebe Chevalier!"

„Weiter, weiter!"

„Herr von Etioles war sehr bewegt, als er den Brief der Frau Gräfin empfing; die Hand zitterte ihm beim Lesens. Dann, als er ihn gelesen, wurde er plötzlich blaß wie sein Spitzenjacket und fiel zurück auf den Stuhl. Ich sprang hinzu, er aber sagte mit schwacher Stimme: lassen Sie mich, lassen Sie mich, ich muß allein sein!"

„Beh' uns," schrie Lydie, „wir sind verloren!"

„Verloren?" wiederholte Laqueur ganz verblüfft; „warum denn?"

„Später will ich's Dir erklären. — Ach, mein Gott, mein Gott, welches Unglück! wie wird das enden!"

„Ich habe doch Nichts falsch gemacht?"

„Nein — nein, Du nicht!"

„Nun gut, so will ich weiter erzählen: Nachdem ich also Herrn Chevalier d'Etioles auf seinen eigenen Wunsch verlassen hatte, eilte ich zu Herrn Simon Duclésieux, um den letzten Brief zu besorgen. Ach, Lydie, wie der mich empfangen hat!"

„Ich glaube es wohl."

„Ich traf ihn über seinen Büchern sitzend, Büchern, so groß wie ich selber! Er dreht sich nach mir um und fragt in sehr gleichgültigem Tone nach dem Befinden der gnädigen Gräfin. Ich antwortete, es sei vortreflich, was ihn indeß nicht im geringsten zu beruhigen schien, und dann reichte ich ihm meinen Brief hin. Er brach das Siegel in ziemlich übler Laune, setzte heftig seine Brille auf die Nase und, indem er die Stirn runzelte, fing er an das Billet unserer Herrin zu lesen, als ob es eine Bittschrift um Geld wäre. Ich begriff das gar nicht. Mit einem Mal ward sein Gesicht freundlich, er lächelte, ja schien ganz entzückt, außer sich vor Freuden zu sein; ein Mal über das andere rief er, sich im Lesen unterbrechend: Ach, welches Glück, welche Ueberraschung! Bei meiner Treu, so mußte es kommen! Sodann lief er zum Secretär, nahm eine Geldrolle heraus und drückte sie mir in die Hand. Laqueur, rief er, nimm dies zum Danke und Deiner göttlichen Herrin sage, daß sie mich zum Glückseligsten aller Sterblichen gemacht."

Lydie sprach kein Wort; blaß und zitternd fühlte sie sich einer Ohnmacht nahe.

Da rollte ein Wagen in den Hof, und Laqueur mußte hinab. Lydie schauderte zusammen.

Frau von Kardillac kam von ihrer Spazierfahrt zurück. (Schluß folgt.)

[2673]

Die Mode.

Ich weiß von der Mode gar Nichts, berichtet Redacteur, und wenn Sie gleich mir seit Wochen zwischen Bergen wohnten — himmelhohen Bergen, die aber sanft genug sind, unzählige Familien von Primeln, Gentianen und Alpenrosen auf sich zu bilden — würden Sie nicht das sonderbare Ansinnen, Ihnen jetzt einen Modereport zu schreiben, an mich gestellt haben. Die Bazar-Redaction (Abtheilung für Mode und Handarbeit — denn Sie können doch nach einem solchen Mahnbrieft nichts Schmeichelesches von mir erwarten) ist ja so klug, unsichtig und vorwärtsbedacht, daß ich wohl wähele ich Sommerlang an smaragdgrünen Gebirgsseen ausruhen kann, ohne für die Toilette früherer Leiterinnen in Sorge zu sein. Dennoch sollen Sie Ihren Bericht erhalten. Wozu hat man denn Freundinnen in Paris? Dorthin habe ich mich sofort gewendet und gebe Ihnen hier die Frucht meiner Correspondenz.

Das leichte lustige Gemebe, foulard cèru oder beiseidener Baft genannt, florirt auf den sommerlich-wülen Promenaden. Garnirt werden die Anzüge daraus mit Frisuren, Blumen oder Küschchen aus demselben Stoff, mit schwarzem Sammetbande, farbigem Atlas, weißer Guipure Spitze u. s. w. Viele Damen wählen auch Sonnenschirm und Krabatte noch aus dem gleichen Stoff. . . . Doch hat der foulard cèru die farbigeren Foulards der früheren Jahre keineswegs verdrängt, weder die einfärbigen, noch die carrierten, weder die gestreiften, noch die mit farbigem oder schwarzem Klein.

Sodann sind Kleider von feiner gelblicher oder grauer Leinwand mit Stickerei von weichem Baumwollengarn, schwarzer oder farbiger Cordonnetschleife oder Cordonnetschleife zu erwähnen. Sie werden viel getragen. Stickereien wie die erwähnten werden übrigens nicht nur zur Garnitur wuschbarer, sondern auch wollener und seidener Stoffe verwendet. Bald sieht man sie als Randverzierung der Frisuren u. s. w. bald als Klein angebracht. Hier als Beispiel die Beschreibung eines Promenaden-Anzugs aus feinem grauen Mohair mit Stickerei. Der untere Rock und seine Frisuren sind aus Mohair ohne Stickerei, der obere gefasste Rock wie die Wulst ebenfalls aus Mohair, aber mit Küschchen oder Ringen von rother Cordonnetschleife pleinartig gestickt, die Frisuren von Oberrock und Wulst hinwieder ohne Stickerei.

Die meisten Costüme jedoch werden aus einem Stoff in zwei Nuancen einer Farbe hergestellt, z. B. in Hell- und Dunkelgrün, Hell- und Dunkelblau u. s. w. Nur müssen die Nuancen nicht zu grell, sondern sanft sich abtönen. Auch kann man zwei verschiedene Stoffe von gleicher Farbe wählen, z. B. lila Grosgrain oder poul-de-soie mit lila Crèpe-de-Chine, lila Kaft mit lila Gaze-Brumadine u. s. w.

Abermals ein Beispiel: Unterer Rock aus lila poul-de-soie mit Küschchen desselben Stoffes, aber in zwei Nuancen lila garnirt; oberer Rock und kurzer sackförmiger Paletot aus feinem Kaftmirt in hellerem lila, als jener, mit weißer Guipure und gestrepter weißer Seidenranze besetzt, unterhalb der Guipure ist der Stoff fortgeschritten.

Einer der beliebtesten Stoffe ist Crèpe-de-Chine. Die oberen Röcke von Kleidern, ebenso wie Paletots, Mantelets, Fischus, Hüte, Schärpen, Kravatten, Schleifen und andere Garderobegegenstände aus Crèpe-de-Chine sind zahllos. Man nimmt ihn zur Garnitur von Hüten wie von Kleidern. Zur lehteren Verwendung sind ausgefärbte, à plisse gefaltete Crèpe-de-Chine-Streifen sehr beliebt, man bringt diese meist in Gesellschaft der Valenciennespize an. Sackförmige Paletots mit weiten offenen Aermeln aus weichem oder schwarzem Crèpe-de-Chine, versteht man zuweilen mit farbigem Tafelfutter. Die passendste und wie wir hoffen wollen, deshalb beliebteste Garnitur von Crèpe-de-Chine Paletots, Mantelets und anderen Garderobegegenständen ist gestrepte Seidenranze.

Leichte Fischus werden neuerdings nicht nur aus schwarzem Tüll, sondern auch aus schwarzer Gaze-Granadine arrangirt und mit Frisuren und Küschchen aus schwarzer Spitze garnirt.

Meine Freundin will Französinen gesehen haben, welche zu Kleidern mit hoher Taille statt der Tüll-Fischus solche aus farbigem (sogar rothem) Crèpe-de-Chine mit Seidenranze trugen.

Der weißen Spitze point-de-Bruges in ihrer Verwendung zu Bingenien sei Erwähnung gethan, und schließlich ein neuer Schleier beschrieben. Ein quadratförmiger, rings mit Spitze besetzter Tülltheil wird derartig über den Hut gelegt, daß eine Ecke vorn über das Gesicht, die correspondirende über den Ohnigen hängt, die beiden anderen seitlichen Ecken werden unterhalb des Ohnigen geschlungen. Die Damen, orisüblich „Moabeln" genannt, derjenigen Vanität, in welcher ich gegenwärtig zu verweilen das Vergnügen habe, pflegen ihre „Kopftücheln" in ähnlicher Weise zu arrangiren. Ob sie auch eine Freundin in Paris haben, weiß ich nicht. . . . Whist Gott! Veronica von G.

[2672]

Auflösung des Rebus Seite 266.

„Der Zufall bringt den Barren herein, Du aber mußt der Goldschmied sein."

Auflösung des Räthsels Seite 266.

„Die Feder."

Charade.

(Vierfilbig.)

Laucht mein erstes Paar ins zweite sich, Wie der Vogel, wie der Falter Kehre heim und ruhe dich Und ins Ganze sehend, sprich: „Also jaust sei auch mein Alter!"

Correspondenz.

Langjährige Abonnentin in Hamar (Norwegen). Wählen Sie eine der Morgenblätter auf S. 93, 94 und 123 h. Jahrg.

M. S. Steinwärdter. Am deutlichsten gerathen die Lettern, wenn man sie mit schwarzer Haarseide auf weißen Taffet sticht; doch würde es rathlicher sein, ziemlich große Lettern zu wählen.

M. C. Gauriren Sie das Kleid mit Seidenranze oder Sammetband, oder auch mit beiden. Das erwähnte Buch ist in deutscher Uebersetzung vorhanden.

M. M. Können wir aus Mangel an Raum den Schnitt eines Garderobegegenstandes nicht vollständig geben, so pflegen wir zum Ersatz für den fehlenden Schnitt auf einen passenden, kurz vorher im Bazar gebrachten Schnitt zu verweisen. Bei näherer Einsicht in die betreffenden Beschreibungen werden Sie sich hiervon überzeugen.

Langjährige Abonnentin aus dem Rheinlande. Eine recht praktische Handarbeit für ältere Damen, die an schwachen Augen leiden, ist z. B. die Fäletarbeit; ferner das Knüpfen von Wäscheleinern oder von stärkerer oder feinerer Schür zu Garderobegegenständen u. s. w. Wir lehren die Ausführung dieser Knüpfarbeit auf S. 209 d. J. Abbildung Nr. 73 und 74.

C. K. in Sibö. Da wir nicht wissen, über wieviel Stoff Sie bei Veränderung des Kleides zu verfügen haben, so müssen wir zur Erzielung eines angenehmen Geschmack und unerer Modenbilder, Abbildungen von Gesellschaftskleider und dergl., zu Rathe ziehen. Die fehlende Nummer ist von der Buchhandlung zu reclamiren, bei welcher Sie auf den Bazar abonnirt haben.

Grf. W. K. S. in Wien. Zur sogenannten „großen Toilette" gehören stets eine Robe mit langer Schleppe. Bei Festlichkeiten im Freien werden auch Roben ohne Schleppe oder vielmehr mit nur kurzer Schleppe getragen. Eleganter, als der schwarze Spitzenhut ist ein Hut von der Farbe des Kleides oder mit Garnitur von der Farbe des letzteren. Schube von der Farbe des Kleides sind noch immer modern.

Neue Abonnentin in J.; S. F. in Gr.-hain; Lange Abonnentin, Stettin; M. S. in Peterwarden; C. G. Bamberg. Ihre Wünsche sind notirt.

J. J. Sie finden die genaue Anleitung zum Schneidern, also auch zum Maßnehmen, Vergrößern und Verkleinern der Schnitttheile u. s. w. auf S. 189—192 des Bazar's 1869.

Abonnentin seit 13 Jahren. Stellen Sie den Hut nach dem Schnitt des von Ihnen erwähnten Hefgoländers her; nur rathen wir Ihnen, statt der einzelnen Cartontreifen einen zusammenhängenden Cartontheil von der Größe des Hutes zwischen dessen doppelte Stofflage zu schieben. Selbstverständlich können Sie auch weißen Stoff, wie Katun, Schirina, Baft u. s. w. zur Herstellung des Hutes wählen.

S. S. in Anclam. Wir empfehlen Ihnen den Rothhaarrod, Abbildung Nr. 67 auf S. 370 des Bazar 1869.

Freue Abonnentin seit 14 Jahren (Ostpreußen). Passende Taschenmesser edlen brachten wir mit Abbildung Nr. 69 auf S. 27, Abbildung Nr. 28 und 29 auf S. 171 d. J.

Marie, Berlin. Wir bedauern, keinen Gebrauch von den erwähnten Arbeiten machen zu können.

Amazone auf dem Lande. Verschiedene Reitanzüge finden Sie auf S. 219 d. J.

Auguste in Ober-Limbach. Besten Dank für die freundliche Bemühung. Doch ist diese Art Frivolitäten uns schon bekannt.

K. v. A., Dresden. Solche Paletots sind modern und elegant.

Imarant in N. Wählen Sie eine der Brauttoiletten auf S. 235 d. J.

M. L. in W. Wir rathen Ihnen die Vorhänge einer Kunstwäscherei zu übergeben.

M. W. in Br. Wir senden Ihnen Brief dem Verfasser der Aufsätze und haben von ihm die folgende Erwiderung empfangen: Ihre Klage über das Halten der Singvögel, insbesondere der Nachtigall, als bestiebender Hausthierge scheint uns um so weniger gerechtfertigt, als sie auf vollständiger Bekanntheit der Vogelnatur beruht. Der Vogel ist das schönste Thier und berechtigt den Verlust der Freiheit so rasch, daß er schon nach wenigen Tagen seines Gefangenlebens oft sterben noch, als brauchen in der Freiheit seinen Gesang hören läßt. Wenn Sie meinen, das seien nur Klageröhre, so ist auch dies nur ein Irrthum, dem Unkenntniß von dem Wesen dieser Kinder des Himmels zum Grunde liegt, die wir darum so nennen, weil ihre Stimmung und ihr Befinden nur von den Einflüssen der Gegenwart bedingt sind. Der in der Gefangenschaft gut gepflegte Vogel erreicht nach genauer Forderung ein doppeltes, als freies so langes Leben, als unsere im Freien unschlüssigen Gefasirten ansässigen Sängere. Unsere Absicht ist, die in Gefangenschaft lebenden Vögel der gewöhnlichsten und richtigsten Pflege warm zu empfehlen. Wir fordern damit zur Vogelleibhaberei nicht auf, wir verwerfen sie aber auch nicht. Wir mühten ja sonst die Zoologischen Gärten und die Aquarien aus verdammen, an denen Ihre Wäde unftreitig schon öfters mit Wohlwollen hingen.

L. F. Die „Anstalt zur Ausbildung von Kindermädchen" in Berlin scheint uns ein Institut zu sein, wie Sie es im Auge haben, und wird Ihnen die Vortheile (Frau Bertha Meyer, Berlin, Köpnickstraße 20) gewißlich die gewünschte Auskunft ertheilen, event. eine passende Personlichkeit empfehlen.

S. S. in Schl. Wir können Ihnen nur rathen, die entsprechende Annonce in eine Zeitung rücken zu lassen, welche in den angeordneten Kreisen hauptsächlich verbreitet ist, z. B. die Neue Preussische (Kreuz-) Zeitung.

S. N. in W. Es hat sich nunmehr auf unsere Frage Seite 202 d. J. eine Firma genannt: J. N. Geith, Porcellanblumen-Manufactur in Coburg-Feuerange in Prag. Vaperean's „Dictionnaire des Contemporains".

M. B. in Agram. Die gewünschte Auskunft kann Ihnen allein wohl in Wien werden, wo der Betreffende gestorben ist.

„Die junge Gelehrte" und S. J. in S. Da gibt es keinen anderen Weg, als den der Annonce.

Lenzi, eine junge Deutsch-Amerikanerin, für die Wiener Küche schwärmend, wünscht es zu ermöglichen, sich in derselben an Ort und Stelle Kenntnisse zu erwerben, d. h. mehr als Küchen-Candidatin, denn als Küchens-Mädchen.

Eine Aufgeregte. Dichtung und Wahrheit wie immer. Der Held stand 1784 in Berlin, der Verfasser lebte bis vor kurzem in Eisenach. — Ueber Paritit lesen Sie im Conversationslexikon.

M. L. Dresden. Gewiß.

Drei weiße Weichen. Wir können dergleichen Anstunnt, die nach Reclame aussehcn würde, nicht in der öffentlichen Correspondenz ertheilen.

Maiglöckchen. Der Verfasser, eine hochgestellte Persönlichkeit, wünscht nicht genannt zu werden.

Therese. Wir beabsichtigen, über Haus- und Zimmer-Einrichtung sehr bald eine Reihe nützlicher Aufsätze zu bringen.

Abonnentin in M. . . . Die genannte Zeitung existirt längst nicht mehr.

Mauritia v. G. in B. Ueber den ersten Autor ist uns nichts Näheres bekannt. Was Ihren Wunsch hinsichtlich des zweiten betrifft, so ist derselbe unterdessen erfüllt.

S. L. Schlessen. Wir haben Ihre beiden Briefe erhalten, könnten aber, da die gewünschte Information bezüglich der Novelle unmöglich in wenigen Worten sich ertheilen läßt, nur wieder brieflich antworten.

C. L. in München. Den Damen läßt man stets die innere, d. h. die Häuterseite.

Bffe Marie. Darüber wagen wir kein Urtheil zu fällen, wagen nicht einmal zu entscheiden, ob hier die Klugheit, das Herkommen oder das Herz zu hören ist. Dagegen können wir Ihre zweite Frage wegen der Jungfelleiden mit einem seelenheiteren Ja beantworten.